

Griechische Reiseskizzen

aus dem Sommer 1912.

Von

Albert von Berzeviczy.

Aus der «Ungarischen Rundschau».



München und Leipzig.
Verlag von Duncker & Humblot.
1914.

Göttingische Reisekisten

aus dem Besitze des

Abtes von Berneburg

MAGYAKADEMIA
KÖNYVTÁRA

460/914

Verlag von Neumann, Neudamm
1874

Inhalt.

	Seite
I. Olympia	1
II. Athen	24
III. Eleusis	54
IV. Argolis	67
V. Delphi	82

I. Olympia.

FRÜHMORGENS um fünf Uhr verlassen wir im Hafen von Patras den Lloydampfer, unseres jüngstvergangenen Landens in Korfu noch lebhaft gedenkend, bei welchem unser Kahn in der Bucht recht unsanft und stürmisch von den Wellen geliebkost worden war. Auch jetzt ist unser Schiff in ziemlicher Entfernung vom Molo verankert; aber die See liegt glatt und friedlich vor uns, in voller Harmonie mit dem ahnungsvollen Schweigen der Morgendämmerung. Kein Laut ist vernehmbar, nur auf dem Schiffe treffen die aussteigenden Passagiere ihre Anordnungen, und die Ruderschläge, welche unser Boot dem Quai näher bringen, verursachen ein leise klatschendes Geräusch. Am Landungsplatze erwarten uns aber schon die Hotelbediensteten und Agenten der verschiedenen Verkehrsunternehmungen. Der erste Eindruck, den wir beim Betreten der Küste gewinnen, ist ein entschieden schlechter. Eine schmalspurige Eisenbahn, übrigens die Hauptverkehrsline Griechenlands, begleitet die Küste und hält unter freiem Himmel; daneben findet sich ein zur Hälfte gedecktes, scheunenartiges Gebäude, in welchem die Fahrkartenausgabe und Gepäcksmanipulation vor sich geht: das ist der Bahnhof von Patras. Die Stadt erscheint uns, von hier gesehen, neu und dennoch verwahrlost, modern und dabei ärmlich-dürftig; es ist die typische, morgenländische Handelsstadt.

An der Küste finden wir also nichts Beobachtungswertes, und darum taucht unser Blick lieber in die Richtung, aus der wir hierher gelangt sind, und die dem Auge wahrlich Fesselndes bietet. Die Bucht von Patras, welche den Vorhof des Golfes von Korinth bildet, erscheint hier einerseits von der Küste des Peloponnes begrenzt, auf dem wir soeben festen Fuß gefaßt haben; vor uns liegen die Gebirge Akarnaniens und Ätoliens, und wenn wir den Blick gegen das Ionische Meer richten, so gewahren wir die hochanstrebenden Bergspitzen der Inseln, welche den Horizont auch nach dieser Richtung begrenzen, so daß die Bucht von Patras vollständig eingeschlossen erscheint. Die Wasserfläche ist in dieser morgendlichen Stunde mit einem violetten Dunstschleier bedeckt; aber die Spitzen der Berge vor uns erglühen bereits rosig in dem aufbrechenden Strahlenglanz der noch nicht sichtbaren Sonne. Und welch wunderbare Berge sind das! Düster, kahl, steil anstrebend, scheinen diese Felsenwände aus dem Meere aufzusteigen, um herbe

und trotzig jede Möglichkeit organischen Lebens abzuwehren. Jetzt aber ist die Physiognomie dieser rauhen Unwirtlichkeit poetisch verklärt in der süßen Umarmung des werdenden jungen Morgens. Die Dämmerung lichtet sich immer mehr, und wir erblicken über dem Wasserspiegel, am Fuße der Berge, in leisem Beben erglänzend, ein sich wiegendes Perlenband: dort sind also kleine Städte zerstreut hingelagert. Wir vermuten in der Einbuchtung des uns zunächst gelegenen Berges die Stadt Missolunghi, das in dem griechischen Freiheitskriege die Stätte erbittertsten Kampfes gewesen, und wo am 19. April 1824 siebenunddreißig Kanonenschüsse den Tod Lord Byrons verkündeten; er hatte mit siebenunddreißig Jahren, als Freiwilliger in den Reihen der Griechen um die Freiheit des heutigen Hellas kämpfend, den Tod gefunden. Größeren Preis konnte Europa für Griechenlands Unabhängigkeit nicht zahlen!

Unser Blick gleitet weiter nach Westen; die Gebirgsmassen der Inseln Kephalaria und Ithaka verschwimmen vor unserem Auge ineinander. Wir suchen die Konturen Ithakas, der Insel des Odysseus. Aber ist sie es denn wirklich? Dörpfeld hat doch in sehr glaubwürdiger Weise, auf Homer sich stützend, nachgewiesen, daß das Ithaka des «erfindungsreichen Odysseus» die weiter nördlich gelegene Insel Leukas war, und daß er also mit dem heutigen Ithaka gar nichts zu tun hatte. Und so ist diese bis jetzt denkwürdige Insel ein mythologisch-geschichtlich herrenloses Gut geworden. Eine gefährliche Kunst, diese Archäologie; zu welchen Übersiedlungen sie ganz angesehene Leute einige tausend Jahre nach ihrem Tode zwingt! Eine Konsequenz aber können wir mit Sicherheit ziehen, daß wir nämlich der Zeugenschaft Homers mit mehr Ernst zu begegnen haben als bis jetzt. Man hielt ihn so lange für den wunderbaren Fabeldichter, bis er selbst anfang, zur Fabel zu werden, und nun beweisen uns die Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld, daß Homers Berichte sehr oft der Wahrheit entsprechen. Wir werden Homer nicht nur als Dichter, sondern auch als Geschichtschreiber zu würdigen haben.

Die Identität Ithakas lassen wir also dahingestellt sein; sicher ist hingegen, daß wir uns hier auf dem nördlichsten Teile der peloponnesischen Halbinsel, in Achaia befinden, der Heimat der «hauptumlockten Achaier». Ebenso unbezweifelbar aber ist die Tatsache, daß Homer mit dem Namen Achäer den Griechen überhaupt bezeichnet, und daß die Provinz Achaia niemals ausschließlicher Wohnort dieser Stammrasse gewesen, sondern daß wahrscheinlich das Land und die Bevölkerung Achaias gewissermaßen als Typus für das Achaische, heißt also Griechische gelten konnte. Vielleicht hat sich

diese Tatsache auch bis zum heutigen Tage nicht geändert, denn was wir hier zu beobachten Gelegenheit haben, ist allem bisher Gesehenen unähnlich und ganz eigenartig; es ist prägnant griechisch und griechenländisch. Korfu zum Beispiel macht mit seiner üppigen Vegetation und seiner fast durchwegs auch italienisch sprechenden Bevölkerung noch ganz den Eindruck einer süditalienischen Landschaft; wir dürften uns auf die Halbinsel von Sorrent versetzt wännen. Hier aber ist ein jäher Kontrast in die Augen fallend. Wenden wir den Blick vom Meere ab, gegen das Binnenland zu, so gewahren wir in einiger Entfernung Berge, hinter denen noch höhere, schneebedeckte oder in Wolken gehüllte Spitzen sichtbar werden; das dürfte bereits das Hochland von Arkadien sein; denn die ganze Halbinsel steigt gegen die Mitte zu am meisten an. Die Küste ist in ziemlicher Ausdehnung eben, hie und da mit Eichen bewachsen, die aber jetzt noch des Blätterschmuckes entbehren; die Obstbäume und der Eukalyptus hingegen stehen in voller Blüte; die Platanen, von denen Pausanias spricht, würden wir hier heute in der Umgebung von Patras, im Tale des Peiros vergeblich suchen. Ackerland sehen wir nirgends, wohl aber Weide und Weingärten, welche letztere jetzt, in der Mitte des März, noch nicht einmal grünen. Es wird hier hauptsächlich nur eine Sorte kleinbeeriger Weinrebe gezüchtet, welche zur Erzeugung von Rosinen dient; der Stock der Weinrebe ist ringsum mit einem Schutzwall von Erde umgeben, der sie fast unsichtbar macht. Immerhin aber spendet Achaia noch heute den besten Wein Griechenlands; wir sehen die ländlichen Wirte und Weinbergbesitzer mit Schläuchen auf dem Rücken zur Bahnhofstation kommen; diese dudelsackartigen Ziegenhautschläuche sind noch heutigestags dieselben, wie Homer sie gesehen und uns geschildert hat.

Wir setzen unseren Weg, immer das tiefblaue Meer mit seinen vielgestaltigen Inseln im Hintergrunde oder an unserer Seite, gegen Südwesten, in der Richtung nach Elis fort; dabei haben wir Gelegenheit, die unverwüstlichen Eigentümlichkeiten der Volkstracht kennen zu lernen. Die Hirten tragen einen groben, mit brauner oder weißer Kapuze gezierten Filzmantel, eine flache Mütze auf dem Kopfe; unter dem breiten Gürtel quillt in reichen Falten ein weißer Rock hervor; unerlässlich sind schwarze Pompons an der Spitze der aufwärts geschwungenen Bundschuhe. Das Kleid mag zerfetzt und schmutzig sein, aber die Pompons, das Prunkstück dieser Garderobe, dürfen nicht fehlen! Dieses nationale Putzstück sehen wir übrigens auch an den Schuhen der Jägertruppe wiederkehren; alle charakteristischen Merkmale dieser Volkstracht scheinen mazedo-

nischen oder albanischen Ursprunges zu sein; denn mit der Tracht des griechischen Altertums ist da wahrhaftig kein Zusammenhang zu suchen.

Ich hatte mich vor dem lauten Tumult der Politik hierher geflüchtet; da man aber seinem Schicksal nicht entgehen kann, so fügte es der Zufall, daß Griechenland derzeit inmitten der Wahlkampagne steht und ich den wüstesten politischen Trubel mitgenießen muß. In einigen Stationen werden Mandatskandidaten erwartet oder empfangen, es werden nicht nur Reden gehalten, sondern es wird auch sehr heftig gestritten; die Parteiführer laufen auf dem hölzernen Trittbrett der altmodischen Eisenbahn entlang, in alle Wagenabteilungen hineinguckend, um sich von der Anwesenheit ihrer Parteiangehörigen zu überzeugen. Auf den Bahnhöfen erblicken wir die bekränzten Bilder der politisch führenden Personen und der Abgeordnetenkandidaten; am öftesten begegnen wir auf diesen Bildern dem hinter der Brille freundlich hervorlugenden Blick des Ministerpräsidenten Venizelos. Die Tagesblätter finden trotz des Überflusses an Zeitungen reißenden Absatz. Auch Griechenland krankt, ebenso wie wir, an diesem alles absorbierenden Interesse für Politik.

Wir haben inzwischen die Grenzen Achaias überschritten und befinden uns in der Provinz Elis, dem «göttlichen» Elis, dessen gleichnamiger Hauptstadt das Recht vorbehalten war, die olympischen Spiele zu ordnen. Wir nähern uns also bereits Olympia. Die Fruchtbarkeit, deren Pausanias mit überschwenglichem Lobe gedenkt, ist kaum spurenweise vorhanden. Die Eisenbahn macht eine Ausbiegung gegen das Festland, überschreitet dann den Fluß Paneios und erreicht im Angesichte der Insel Zakynthos wieder das Meer; der Endpunkt dieser Linie ist das an der nördlichen Spitze der Bucht von Arkadien gelegene Pyrgos. Von hier führt uns eine Bahn noch minderen Kalibers und noch geringerer Geschwindigkeit in östlicher Richtung, schon in der Nähe der Provinz Tryphilia, gegen Arkadien zu, durch absolut nichtssagende Gegenden nach Olympia.

Wir haben die Eisenbahnstation bereits erreicht, aber von dem Schauplatz der einstigen olympischen Spiele ist noch immer nichts zu sehen. Nachdem wir eine ziemliche Strecke zu Fuß zurückgelegt haben — das einzige vorhandene Fuhrwerk dient nämlich dazu, um das Gepäck zu befördern —, erblicken wir von dem Hügel, auf welchem das neueste und größte Hotel und in seiner Nähe das Museum erbaut sind, das Tal des heiligen Flusses Alpheios. An dieser Stelle, welche uns auch die Einmündung des jetzt unbedeutenden, im

Winter aber recht ungebärdigen Fließchens Kladeos zeigt, gewahren wir endlich das Gebiet der Ausgrabungen.

Zwischen dem Gasthof und dem Museum erhebt sich auf einem sonst ganz kahlen Hügel ein großer Baum; es ist eine Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan und die vorherrschende Baumart dieser ganzen Gegend. Solche Kiefern finden wir auch auf dem Gebiete der Ausgrabungen, sowie sie auch den daneben liegenden Hügel Kronion dicht bedecken, von dessen Spitze sich einst im grauen Altertum der Rauch der dem Gottvater Kronos dargebrachten Opfer erhob. Übrigens ist der erwähnte Baum eines der herrlichsten Exemplare dieser Art, einer der schönsten Bäume, die ich je im Leben gesehen habe. Diese Sorte der Kiefer unterscheidet sich von der italienischen Pinie dadurch, daß sie etwas weniger hoch ist, dabei aber einen üppigeren, reicheren und etwas lichterem Nadelschmuck trägt.

Die Berge ringsherum sind nur mit armseligem Gestrüpp bedeckt; ihre Form, das lehmige, von Auswaschungen durchfurchte Erdreich erinnern lebhaft an die ärmlichen Gebirgsgegenden des nördlichen Ungarn. Nirgends ist ein Dorf oder eine Ortschaft zu erblicken; das einstige Olympia war ja auch nichts anderes als ein den Göttern geweihter Hain, in welchem Tempel und Schatzhäuser standen; anstatt dieser erheben sich nun auf dem zur Bahn führenden Wege ärmliche Lehmhäuser und bescheidene Hotels. Das nächste Dorf ist das auf den westlichen Anhöhen gelegene Druva. Einst waren diese von steilen Wegen durchfurchten Abhänge der Sammelplatz der nach Tausenden zu den olympischen Spielen strömenden, schaulustigen Volksmenge; heute klimmen über die einsamen Wege Eseltreiber mit ihren Herden, melancholische Weisen singend, in welchen unbewußt die ganze Tragik dieses Verfalls zum Ausdruck zu gelangen scheint.

Das schlammige, langsam fließende Wasser des Alpheios läßt nichts von den Verheerungen ahnen, durch welche dieser Fluß dazu beigetragen hat, die alte Herrlichkeit Olympias zu verschütten, noch erweckt es die Erinnerung an den lieblichen Mythos, mit welchem hellenische Phantasie diesen Fluß umgeben hat. Das Wasser desselben verliert sich stellenweise von der Erdoberfläche und setzt seinen Weg unterirdisch fort; die rege Einbildung des Volkes verlieh nun dem Alpheios die Gabe, sich auch unter dem Meere zu bergen, um an einer anderen Stelle der Erde hervorzuströmen. Diesem Glauben entsprechend, erhielt der bei Syrakus in Sizilien fließende Fluß, den man für eine Fortsetzung des arkadischen Alpheios hielt, denselben Namen. Diese Überzeugung wähte man auf Basis eines natürlichen Phänomens für begründet, und selbst

Pausanias gedenkt ihrer in diesem Sinne. Eine ausschmückende Erklärung fügt dann die Mythologie hinzu: Der Flußgott Alpheios — denn in der Sagenwelt hatte ja jeder Fluß seine Personifikation — der ein leidenschaftlicher Jäger war, verliebte sich in die Nymphe Arethusa, die er ebenfalls jagend im Walde erblickte. Arethusa aber erwiderte die Liebe des Flußgottes nicht und flüchtete vor ihm nach Sizilien, oder richtiger auf die kleine Nebeninsel Ortygia, um sich selbst in die nach ihr benannte Quelle zu verwandeln. Alpheios aber suchte, von liebender Sehnsucht gequält und das Meer durchfließend, den Weg nach Sizilien, um dort seine Wellen mit denen der Arethusa zu vereinen.

Wenn ich nicht irre, erwähnte ich nun schon zum dritten Male den Namen des Pausanias, und es ist an der Zeit, daß wir uns über diese unsere namhafte Quelle etwas näher orientieren. Ich will mir durchaus nicht den Anschein geben, als setze ich bei jedem meiner Leser voraus, daß er Pausanias kenne. Oder doch, aus zweiter Hand, gewiß, nämlich aus den unvermeidlichen Belehrungen Baedekers, der ja sein Wissen über Griechenland hauptsächlich aus dieser Quelle schöpft, nämlich aus der «Periegesis», dem Werke des genannten Pausanias. Dies wäre übrigens das geringste Verdienst des braven griechischen Reisenden. Aber auch die ganze griechenländische Archäologie beruht auf Pausanias' Reisebeschreibungen, so daß wir uns die Ausgrabungen im europäischen Griechenland, welche sich an so bedeutende Namen wie Curtius, Homolles, Kavadias, Schliemann und Dörpfeld knüpfen, ohne die Fingerzeige der Periegesis föhlich nicht vorstellen können.

Vom Standpunkte unserer heutigen Wissenschaft aus betrachtet ist also Pausanias zweifellos einer der wertvollsten Schriftsteller des Altertums, wertvoller als gar mancher Klassiker. Einen Klassiker könnte man nämlich Pausanias mit dem besten Willen nicht nennen; als Schriftsteller ist er — glimpflich gesagt — ein Dilettant. Sein Verdienst besteht eben darin, daß er, ohne die wissenschaftliche Veranlagung zu haben, welche etwa einen Plinius oder Strabon haben bestimmen können, sich doch der Aufgabe unterzog, nicht nur große Reisen zu unternehmen, sondern uns auch unermüdlich und gewissenhaft über das Gesehene zu berichten. Allerdings dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Pausanias zu einer Zeit lebte, in welcher das Reisen als Vergnügen, um nicht zu sagen als Sport betrieben wurde, wobei keine geringere Autorität, als der weltbeherrschende Kaiser Hadrian selbst den Ton angab. Trotz der naiven Objektivität, mit welcher Pausanias alles Gehörte gewissenhaft verzeichnet, mutet doch seine ganze Art und Weise — fast

möchte ich sagen — modern an, und mit einer gewissen Betroffenheit konstatieren wir, Welch geringe Zeitspanne eigentlich die 1800 Jahre sind, welche uns von ihm trennen. Wir vermeinen die Worte der Fremdenführer zu vernehmen, auf welche er sich beruft, jener Fremdenführer, welche schon damals, vor 1800 Jahren, den griechenländischen Reisenden berufsmäßig allerlei müßige und widersinnige Dinge vorschwätzten, Dinge, die indessen heute, nach 1800 Jahren, durchaus nicht jedes Interesses für uns entbehren. Wahrhaftig, es darf als Glück betrachtet werden, daß die Menschen nicht wissen, zu welcher Bedeutung manchmal geschriebener Unsinn gelangen kann, — allerdings erst nach 1800 Jahren. An einer Stelle erwähnt Pausanias, daß er zwar alles notiere, was ihm die Griechen erzählen, daß er sich aber durchaus nicht verpflichtet fühle, auch all das zu glauben; ist das nicht der Standpunkt des modernsten Journalismus? An einer anderen Stelle verhöhnt er die zeitgenössischen Griechen, welche alles, was außerhalb ihrer Heimat und besonders in Ägypten ist, bewundern, während sie den Schönheiten und Kunstschätzen ihres Vaterlandes gegenüber gleichgültig bleiben. Wie viele unserer modernen Nationen verdienen auch heute diesen Vorwurf!

* * *

Wir vertrauen uns also auch nun der Führung des Pausanias an, indem wir, die morsche Brücke des Kladeos überschreitend, auf einen Weg gelangen, der die seit Jahrhunderten aus aufgeschichtetem Schlamm gebildete Erdkruste durchquert und uns unmittelbar auf das Feld der Ausgrabungen bringt. Die Steine am Wegrande und die Ruinen zu unserer Rechten, welche ein geräumiges Viereck bezeichnen, sind die Reste des einstigen Gymnasion und der Palästra, wo die Athleten vor den Festspielen wohnten und ihre Übungen abhielten, wo sie sich also nach unseren heutigen Begriffen dem Training unterzogen. Von dem Porticus des großen Übungsplatzes sind Säulenüberreste vorhanden, und außerdem gewahren wir die Spuren eines großen Beckens, das offenbar zum Baden diente. Von dem Propylaion ist nichts erhalten als einige breite Steinfliesen, Teile der etwas erhöhten Schwelle des einstigen Tores; die Art ihrer Anordnung zeigt deutlich, daß der Eingang durch drei Säulenreihen gebildet wurde.

Wir überschreiten hier die Grenze des in Form eines Viereckes von einer Mauer umgebenen heiligen Haines, der «Altis». Einst war sie mit reichbelaubten Platanen bewachsen; jetzt erheben hier Kiefern ihre geheimnisvoll rauschenden Kronen, nur spärlichen

Schatten spendend. Zu ihren Füßen wiegt sich flüsternd das hohe Riedgras, aus welchem zahllose blutrote und violette Anemonen hervorlugen. Hier zur Linken war das Prytaneion, dessen Trümmer aus dem dasselbe im Laufe der Zeiten durch Erdabrutschungen verschüttenden Hügel Kronion hervorgegraben wurden. Der Begriff des Prytaneion war die charakteristischste Offenbarung des Gefühls der Zusammengehörigkeit in den griechischen Gemeinden; jede Stadt oder jede Gemeinde hatte ihr Prytaneion, das der Sitz der Behörde war, deren Mitglieder hier auch gepflegt wurden. In jedem Prytaneion war ein der Hestia geweihter Altar, dessen Feuer nie verlöschen durfte. Verließ ein Bürger seinen Heimatsort, so nahm er ein Flämmchen von diesem Altar mit, um damit das Opferfeuer in dem neuen Heim zu entzünden. Auch die heilige Kolonie Olympias hatte ihr eigenes Prytaneion, in welchem das Personal der Tempel wohnte, und wo auch die zu Ehren der Sieger der Festspiele abgehaltenen Festmahlzeiten stattfanden.

Wir gewinnen nach und nach einen Überblick über das ganze Gebiet, auf welchem einst Tausende von Menschen ihren Göttern Opfer brachten, Feste feierten und in edlem Wettstreite einander zu überreffen suchten. Dieser Raum erstreckt sich von den steilen, föhrenbewachsenen Abhängen des Kronion bis in die Nähe des Alpheios und ist stellenweise bis zu einer Tiefe von 4 bis 6 Metern aufgewühlt worden. So weit mußte gegraben werden, um die Fundamente der Gebäude, die Sockel der Säulen, die überall zerstreuten Säulentrümmern und Steinüberreste mit Inschriften sowie verschiedene Marmortrümmer und Bronzefunde ans Tageslicht zu fördern. Ein großer Teil dieser Schätze ist in dem nach dem Gründer benannten Museum, dem Syngroseion, aufbewahrt.

Wir stehen zwischen den Ruinen des Heräon, eines der ältesten Tempel Griechenlands; denn auf diesem Gebiete des Zeus geweihten Heiligtumes wurden seiner olympischen Gattin früher Opfer gebracht als ihm selbst. Ursprünglich war das Heräon aus Holz und Lehm erbaut, die Säulen wurden nachträglich einzelweises durch Steinsäulen ersetzt. In neuester Zeit hat man einige dieser aus porösem Kalkstein bestehenden dorischen Säulen wieder aufgerichtet, so daß wir von dem Heräon trotz seines hohen Alters das anschaulichste Bild gewinnen können; dazu trägt auch der Umstand bei, daß die Mauern der Cella bis zu Ellbogenhöhe erhalten sind, und daß wir durch die im Museum aufbewahrten Terrakottaverzierungen und wasserspeienden Larven des Frieses und Kranzgesimses unsere Vorstellung noch beleben und vervollständigen können. Von den Weihgeschenken, deren Pausanias ge-

denkt, hat uns der Zufall eines, und zwar das wertvollste, den vielbenedicten Schatz des Syngroseion, aufbewahrt; es ist die Hermesstatue des Praxiteles mit dem Kinde Dionysos auf dem Arme, das einzige unzweifelhafte, fast vollständig erhaltene Originalwerk des unsterblichen Meisters, das wir besitzen.

Die Gestalt des Hermes, der übrigens der vielseitigst begabte Gott der griechischen Mythologie und auch als Kinderfreund bekannt war, scheint mit dem kleinen Dionysos zu spielen, den er im Auftrage des Zeus den Nymphen zur Erziehung überbringen sollte; er lehnt sich mit dem einen Arme leicht an den Baumstamm, auf den er seinen Mantel gehängt hat, der andere, leider fehlende Arm war in der Luft erhoben und hielt eine Weintraube in der Hand; das Kind streckt gierig das Händchen, gleichsam im Vorgefühle seiner späteren Neigungen, nach der rebensaftbergenden Frucht. Dieser fehlende rechte Arm ist der einzige, wesentliche Mangel des sehr bekannten Meisterwerkes, das aus parischem Marmor gemeißelt ist und noch leichte Spuren der einstigen Bemalung zeigt. Die wunderbare Unversehrtheit dieser Statue ist dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß dieselbe immer unter Dach, daher vor den Einflüssen der Witterung geschützt war, und daß später der mürbe gewordene, zerfallende Lehm eine schützende Hülle um sie gebreitet hatte.

Die viel zu proportionierten Formen des kindlichen Körpers deuten noch auf die primitive Epoche der Bildhauerkunst hin; alles übrige aber, und besonders die naturgetreue, plastische Wiedergabe der Formen der Hauptgestalt, an der wir die Grazie in der Bewegung sowie die Ruhe und das Gleichgewicht des Körpers ebenso bewundern wie die souveräne Beherrschung aller Mittel des Ausdruckes, erheben dieses Bildwerk eines Künstlers aus dem vierten Jahrhundert zu einem erstklassigen Meisterwerk. Besonders die Schönheit dieses Jünglingsantlitzes verdient ungeteilte, rückhaltlose Bewunderung; zwar ist sowohl in dem Charakter des Gesichtes wie der Körperformen eine gewisse weibliche Anmut und Eleganz nicht zu leugnen, aber die ganze Gestalt ist doch nicht so überfeinert und nicht in so bewußt theatralischer Pose eingestellt wie z. B. der Apollo vom Belvedere.

Die Entstehungsgeschichte des Heräon ist die deutlichste Bestärkung jener seit langem bestehenden Annahme, daß der griechische Baustil sich aus einer Holzkonstruktion entwickelt hat, und ist zugleich eine eklatante Widerlegung jenes kunstästhetischen Dogmas neueren Datums, laut welchem sich jeder Stil aus dem Stoff entwickeln muß und nur eine der Natur des Stoffes entspringende

Formensprache berechtigt ist. Hier ist eben ersichtlich, daß die Säulen des griechischen Tempels und Wohnhauses ursprünglich aus Holz hergestellt wurden, der Architrav oder das Epistyl war ebenfalls ein Holzbalken. Die Triglyphen waren nichts anderes als Sparrenköpfe, die Metopen die Zwischenräume zwischen denselben. Der untrügliche, künstlerische Instinkt der Griechen übertrug dann diese Formen in Stein und Marmor, und durch diese Neuerungen wurden ungeahnte Schönheiten, die in dem bereits Geschaffenen schlummerten, durch die belebende Kraft der Invention zum Leben erweckt.

Wenden wir uns von dem Heräon in südliche Richtung, so erblicken wir die speziell für den olympischen Zeus-Gottesdienst bezeichnenden Erinnerungsmerkmale. Hier wäre vor allem die Stelle des großen Hauptaltars zu suchen; von kleineren und größeren Altären und besonders Zeusaltären war ja die Altis noch zur Zeit der Römer förmlich übersät. Daß uns selbst die Andeutungen fehlen, wo wir die Spuren der kleineren Altäre und selbst des Hauptaltars suchen sollen, findet seine Erklärung in dem baulichen Wesen dieser älteren griechischen Opferstellen. Dieselben waren eben zum Teil Schlachtbänke und gleichzeitig offene Feuerstellen, so wie auch der Charakter des Ofens nicht ganz fehlte; sie mußten infolgedessen unter freiem Himmel errichtet sein und entbehrten sowohl des monumentalen Materials wie der feineren künstlerischen Ausführung, die ja hier unangebracht gewesen wären. In vielen Fällen scheint sich der Altarhügel durch die Asche der Opfertiere vergrößert zu haben, auch wurde solche Asche zur Verarbeitung jener Ziegel verwendet, aus denen der Altar bestand. Diese Opferstellen unterscheiden sich also wesentlich von den im Tempelinnern errichteten Altären, welche zur Darbringung blutloser Opfer bestimmt waren.

In der Altis befand sich auch das Grab des Pelops, der durch seinen denkwürdigen Wettkampf der Begründer der olympischen Spiele geworden, und nach dem auch die Halbinsel benannt ist. Wahrscheinlich lag die Grabstätte zwischen dem Hauptzeusaltar und dem Zeustempel, auf diesem heiligsten Platze der Altis, in nächster Nähe «unseres Vaters Kronion, der herrschenden Könige Herrschers», wo dem Andenken dieses Heros Opfer gebracht wurden.

Der bedeutungsvolle Mittelpunkt des heiligen Haines war der Zeustempel, dieser Stolz und Ruhm nicht nur Olympias, sondern der ganzen Provinz Elis, eines der meist verherrlichten und gefeierten Heiligtümer ganz Griechenlands. Mit schmerzlicher Ergriffenheit erfüllt uns das Bild der furchtbaren, trostlosen Ver-

wüstung, das sich beim Betreten der Ruinen unserem Auge bietet; diese kläglichen Überreste sind die einzigen Verkünder der verfallenen Schönheit und Größe des Tempels. Die Sockel der machtvoll anstrebenden, dorischen Säulen des Peripteros sind noch zu sehen; die Teile der Säulenschäfte liegen, nach Süden hin gestürzt, zerstreut im hohen Grase; ihre Zusammengehörigkeit ist deutlich zu erkennen. Stellenweise türmen sich Baureste übereinander, wahrscheinlich von der Gewalt eines Erdbebens hingeschleudert. Innerhalb des Raumes, der das einstige Tempelschiff bezeichnet, gewährt man die Mauerüberreste der Cella sowie die weißen und schwarzen Kalksteinplatten der Dielenverkleidung, welche ziemlich unversehrt die Konturen des inneren Heiligtumes, der Umgebung des Götterstandbildes, bezeichnen. Hier stand das Meisterwerk des Pheidias, die mit Gold und Elfenbein gedeckte, aus Holz gearbeitete Kolossalstatue des Zeus, welche der Künstler in einem eigens zu diesem Zwecke außerhalb der Altis errichteten Atelier geschaffen hatte. Sie gehörte zu den sieben Weltwundern des Altertums, und es konnte, nach dem Glauben dieser Zeit, niemand glücklich sein, dem es nicht vergönnt gewesen, diese Statue zu sehen. Von dieser Herrlichkeit ist uns nichts erhalten geblieben; wir kennen nur die monumentalen Dimensionen des Götterbildes und rekonstruieren uns die wahrscheinliche Gestalt der Statue auf Grund der erhaltenen Denkmünzen. Die Sage berichtet, daß Zeus bei dem Aufstellen des wunderbaren Meisterwerkes durch einen mächtigen Blitzstrahl seiner Zufriedenheit mit dem ihn darstellenden Bildwerke Ausdruck gab.

Der strengen Gesetzmäßigkeit und Einfachheit des griechischen Stiles ist es zuzuschreiben, daß die Archäologie imstande ist, mit Zuhilfenahme der Schilderungen des Pausanias, aus diesen Überresten uns die ganze Konstruktion des herrlichen Tempelbaues des Libon aus Elis wieder erstehen zu lassen; in Wirklichkeit ist nichts mehr als der fossile Unterbau des Gebäudes vorhanden, während zum Beispiel von dem Parthenon Athens, der dem Bau des Zeustempels in vielen Beziehungen ähnlich ist, noch aufrechtstehende Ruinen erhalten sind. Ein unübertroffenes Verdienst der olympischen Ausgrabungen aber, worin dieselben alle anderen Ergebnisse der Bemühungen, Kunstschätze dieser griechischen Periode zu bewahren oder zu entdecken, überragen, sind die Gruppen der Marmor-bildwerke der beiden Giebelfelder des Zeustempels. Diese Marmorgruppen sind zwar nur in Fragmenten gerettet worden, geben aber doch die Möglichkeit der klaren Anschauung des Ganzen. Die Bruchteile sind im Museum Olympias zusammengestellt zu sehen; aller-

dings beruht diese Rekonstruktion auf Hypothesen und erscheint daher nicht ganz unanfechtbar.

Die Marmorgruppe des östlichen Giebelfeldes, welche Pausanias dem Paionios zuschreibt, zeigt in noch archaischer, starrer Anordnung den Wettkampf des sagenhaften Königs Oinomaos von Elis mit Pelops, aus welchem letzterer, dem Zeus seinen Schutz verleiht, als Sieger hervorgeht. Pelops erringt nicht nur die als Preis bestimmte Hand der Tochter Oinomaos', Hippodameia, sondern mit ihr auch die Herrschaft über das Land des besiegten Gegners. In der Mitte des Tympanons, an der höchsten Stelle desselben, steht die den Wettkampf überwachende Gestalt des Zeus, an Größe alle anderen Figuren überragend. Ihm zur Rechten und zur Linken sehen wir die Gestalten der zum Wettkampf bereiten Gegner, neben letzteren je eine Frauengestalt, an der Seite Oinomaos' dessen Gattin Sterope, neben Pelops die zu erringende Braut, Hippodameia. Diesen Gruppen folgen die Viergespanne der Wettkämpfer; die Pferde sind, vom Beschauer gesehen, hintereinander angeordnet, was die Lösung eines der schwierigsten künstlerischen Probleme erforderte. Hinter den sitzenden und knieenden Gestalten der Wagenlenker und Zuschauer sehen wir in den niederen Ecken des Giebelfeldes zwei liegende Gestalten, welche wahrscheinlich die Personifikation der Flüsse Alpheios und Kladeos darstellen.

Der künstlerische Schmuck des westlichen Giebelfeldes soll von einem Zeitgenossen des Pheidias, Alkamenes, herrühren. Dieses Kunstwerk zeigt eine bei weitem reifere Auffassung, hat mehr Leben und Bewegung als das östliche Tympanon; der organische Zusammenhang der einzelnen Gruppen ist intensiver, der Raum ist in geistvoller Weise ausgenützt; auch ist der Gegenstand eines der beliebtesten Themen der griechischen Plastik, der Kampf der Kentauren mit den Lapithen, zu einer belebteren Komposition viel mehr geeignet. Auch hier nimmt eine Göttergestalt, Apollo, den Mittelpunkt des Raumes ein; er leitet den Kampf und entscheidet ihn. Die dargestellte Szene ist eigentlich dem Hochzeitsfeste des Königs der Lapithen, Peirithoos, entnommen. Dieser feiert seine Vermählung mit Deidamia und hat zu dem Feste nicht nur seinen Freund Theseus, sondern auch die Kentauren eingeladen. Vom Genuß des Weines berauscht, wollen diese Tiermenschen Deidamia und ihre Genossinnen rauben, welche von den zwei heldenhaften Jünglingen und den übrigen Lapithen erfolgreich verteidigt werden. Die leidenschaftliche Erregung des Kampfes scheint sich auch den in den Winkeln des Tympanons kauern den Frauengestalten, die wir für Dienerinnen der Braut oder Nymphen des Ortes halten dürfen, mit-

zuteilen. Diese Frauen verfolgen mit schreckerfüllter Neugierde den Ausgang des wilden Tobens, über den wir nicht im Zweifel sein können, da die überlegene, göttliche Ruhe des den Lapithen Schutz verleihenden Apollo den Sieg der Jünglinge voraussagen läßt.

Der kunstgeschichtliche Wert der Fragmente dieser zwei Marmorgruppen ist vom Standpunkt der Kenntnis der dekorativen Plastik der Griechen und besonders der Anordnung des Giebelfeldschmuckes ein so außerordentlicher, daß wir füglich die Entdeckung derselben als einen der größten Triumphe der neueren Archäologie betrachten können. Zwar ist die künstlerische Ausführung eine ungleichwertige und stellenweise unsichere, wie wenn diese Kunstschöpfungen den Übergang aus der archaischen in die klassische Epoche bezeichnen würden; die gewissenhafte Genauigkeit und maßvolle Zurückhaltung der einen Kunstperiode war nämlich bereits im Niedergang begriffen, während die Vorzüge der anderen, das edle Pathos und die unbedingte Beherrschung der Mittel des Ausdrucks noch nicht auf der Höhe ihrer Vollendung standen. Dennoch ist der Kunstwert dieser zwei Giebelfelder des olympischen Zeustempels durch die überraschend lebensvollen Details, durch die Schönheit der erhaltenen Köpfe und die Einheitlichkeit der Komposition, trotz der darin enthaltenen Fehler und Widersprüche, ein unbezweifelhaft hoher.

In der Nähe der östlichen Front des Zeustempels stand ein anderes Kunstwerk, dessen Schöpfer zweifellos Paionios von Mende ist, die Nikestatue, ein Weihgeschenk der Messener, aus Anlaß und als Denkzeichen ihres Sieges gesendet; das Piedestal der Statue steht noch an dem ursprünglichen Platze, das Standbild selbst ist, allerdings verstümmelt, im Museum unter den übrigen Kunstschätzen zu sehen. Der vordere Teil des Kopfes fehlt gänzlich, ebenso die Flügel, die Arme sind abgebrochen, und von dem wallenden Mantel ist nur ein kleiner Teil erhalten. Aber selbst in diesem verstümmelten Zustande macht die Statue in so wunderbarer Weise den Eindruck eines Körpers, der sich im Fliegen niederwärts senkt, vermittelt sich uns so eindringlich die elastische Kraft dieser zarten Formen, und fühlen wir so intensiv die souveräne Kunst, mit welcher die sich straff an den Körper schmiegenden Kleiderfalten modelliert sind, daß wir Paionios auf Grund dieses Werkes für den Meister eines viel reiferen Kunstvermögens halten müssen, als es die Marmorgruppe des östlichen Giebelfeldes verrät.

Die Nike der Messener war nur eines der zahllosen Weihgeschenke, mit welchen die Griechen dieses Heiligtum ihres höchsten Gottes zu bereichern trachteten. Hier müssen wir aber auch der kleinen, Tiere

darstellenden, meist aus Bronze angefertigten Opfertagen gedanken, deren wir eine fast unerschöpfliche Fülle im Museum vorfinden, und welche zweifellos den Zweck hatten, von Zeus den Schutz des Zuchtviehes zu erleben. Außerdem bezeugten eine Reihe von Statuen und Schatzhäusern den religiösen Eifer der Hellenen sowie ihre Freigebigkeit und Kunstliebe. Die meisten dieser Statuen sind der Vernichtung anheimgefallen, bloß einige mit Inschriften versehene Tafeln und Säulen verkünden den Ruhm einzelner Wettkämpfer, und an den steilen Abhängen des Kronoshügels gewahren wir in langer Reihe die halbverschütteten Spuren jener viereckigen, kapellenartigen, kleinen Gebäude, der Thesauren, zwölf an der Zahl, in welchen die einzelnen Provinzen und Städte bei verschiedenen Gelegenheiten, am häufigsten als Dankes- oder Votivgaben, wertvolle, dem olympischen Zeus dargebrachte Geschenke anhäuften. Eine ganz spezielle Art der Statuen waren die zu Ehren des höchsten olympischen Gottes errichteten und Zeus selbst darstellenden sechzehn Götterbilder, die Zanen, welche vor den Schatzhäusern standen und als Sühne für Übertretungen der Wettkampfrregeln oder sonst begangene Fehler von den Schuldigen dargebracht wurden.

Für die Bedürfnisse der während der olympischen Festspiele zur Zeit der größten sommerlichen Hitze zusammenströmenden Volksmenge war durch verschiedene Gebäude profanen Charakters sowohl innerhalb als außerhalb des heiligen Haines gesorgt. Wir erwähnten bereits das Gymnasion, die Palästra und das Prytaneion. Hierher gehörte auch das Buleuterion genannte Ratsgebäude und die lange, in früheren Zeiten nach seinem Bilderschmuck «Poikile» genannte Säulenhalle, welche von dem Eingange des Stadions in südlicher Richtung zu dem Festtore führte und vor den sengenden Strahlen der Sommersonne Schutz bot. Man nannte später diesen Säulengang, der in dem Rufe stand, ein siebenfaches Echo zu erwecken, Echohalle.

In die Zeit der Römerherrschaft, als selbst Kaiser Nero sich auf dem Gebiete der Altis ein Wohnhaus einrichtete, fällt die Schöpfung eines freigebigen Spenders, der am Fuße des Kronoshügels ein in seiner Art luxuriös ausgestattetes, dabei aber einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommendes Gebäude erbauen ließ, die nach ihrem Urheber Herodes Attikos zubenannte Exedra, deren Konturen an den vorhandenen Ruinen deutlich zu erkennen sind. Dieser Herodes von Athen, dessen Namen wir auch in seiner Vaterstadt begegnen werden, bekleidete unter der Herrschaft der Antoninen die Würde eines Konsuls und war übrigens ein mit Geldgütern reich

gesegneter großer Herr von der Sorte jener griechischen Rhetoren, welche durch ihre sophistische Philosophie, ihre rednerische Eitelkeit und die Sucht, gefeiert zu werden, der römischen Periode Griechenlands ein so typisches Gepräge gaben. Herodes Attikos war indessen nicht nur bestrebt, das Wohl seiner Heimat durch klassische Rednerposen und Stilblüten zu fördern, sondern er bereicherte dieselbe auch in anzuerkennender Weise mit sehr schönen Bauten. Die Exedra auf dem Gebiete der Altis entspricht eigentlich dieser Benennung nicht, da sie, zwar in Halbrundform gehalten, doch nicht mit Sitzplätzen versehen war; den halbumschlossenen Raum nahmen Wasserbecken ein, in welche eine zu diesem Zwecke konstruierte Leitung das kühlende, plätschernde Wasser des Alpheios brachte, um hier die Dürstenden und Erschöpften zu erquicken. Unter den vielen Statuen, welche diese Halle schmückten, hatte natürlich auch das Bildnis des freigebigen Erbauers einen bescheidenen Platz gefunden. Auch die Statue der Gattin des Herodes Attikos, Regilla, fehlte in dem Gebäude nicht, das der freigebige Rhetor, nebst anderen von ihm stammenden Bauten, ihr zu Ehren errichtet hatte, vielleicht als Zeichen der Sühne, da Regilla das Opfer der Brutalität ihres Gatten geworden war.

Die Festgäste und die Behörden von Elis, welche mit der Anordnung der olympischen Spiele betraut waren, versammelten sich auf der Agora, dem Marktplatze, welcher zwischen dem Zeustempel und der Echohalle lag; dort trugen Schriftsteller und Poeten ihre Werke vor, hier hielten die Rhetoren ihre Reden, Maler und Bildhauer enthüllten ihre Werke dem prüfenden Urteil der Öffentlichkeit. Der Schauplatz der athletischen Wettkämpfe war das Stadion und das Hippodrom. Das überwölbte Tor des Stadions ist restauriert; wir überschreiten dasselbe zwischen dem erhöhten Terrain der Schatzhäuser und der Echohalle wie einen Viadukt. Jenseits des Tores dehnte sich das große Becken des Stadions aus, dessen Beginn, der Platz für die Kampfrichter und die Ordner der verschiedenen gymnastischen Spiele, Kraftproben und anderen Wettkämpfe noch sichtbar ist. Der übrige Teil des Stadions, dessen Länge der Sage nach von Herakles durch Schritte ausgemessen wurde, ist bis zum obersten Rande der in das Erdreich amphitheatralisch eingehauenen Stufen von einer dicken Erdschicht bedeckt. In östlicher Richtung vom Stadion erhob sich das den Wagen- und Pferderennen dienende Hippodrom, das aber spurlos zugrunde gegangen ist.

*

*

*

Dieses Gebiet, das wir nun besichtigt haben, war der Schauplatz der olympischen Festspiele. Der Gottesdienst innerhalb der Altis war in der Form von Opfern ein ständiger, aber zur Zeit der Olympiade, nämlich in Intervallen von vier Jahren, wurde dieses Heiligtum überdies der Mittelpunkt ganz Griechenlands; hier wetteiferten die einzelnen Staaten nicht nur durch ihre besten Athleten, sondern auch durch Kunstschöpfungen, Veröffentlichung schriftstellerischer Produkte und die Anwesenheit ihrer hervorragendsten Bürger miteinander, und zwar in noch viel intensiverem Maße, als es bei den Festspielen von Delphi der Fall war, der isticischen und nemeischen gar nicht zu gedenken. Wir können die Bedeutung und Wichtigkeit dieser festlichen Zusammenkünfte vom Standpunkte der nationalen Einheit nur dann vollständig erfassen, wenn wir bedenken, in wieviel kleine Staatseinheiten Griechenland zerfiel. Diese weittragende Bedeutung gab sich in vielfacher Weise kund; so wurde die Olympiade die Basis der einzigen, allgemein anerkannten Zeitrechnung; das Gebiet des nationalen Heiligtumes der Griechen, der Schauplatz der Festspiele wurde für neutralen Boden erklärt, und um den ungestörten Verlauf der Wettkämpfe zu sichern, wurde für die Dauer der Spiele allgemeiner Gottesfriede verkündet. Nicht selten geschah es, daß die an den Festspielen Beteiligten, welche in friedlichem Wettkampfe ihre Kräfte erprobten, Sendlinge einander sich feindlich bekriegender Staaten waren.

Die Gründung der Festkämpfspiele verliert sich in die graue Vorzeit der Sage und knüpft an die Namen des Pelops, des Herakles und Zeus an, welche abwechselnd als die Urheber des ersten Wettkampfes bezeichnet werden. Die geschichtlich nachweisbare Gestaltung der Spiele fand zur Zeit des Lykurgos und Iphitos statt, im Jahre 76 vor Christi Geburt, bei welcher Gelegenheit das erstmal die Namen der Sieger aufgezeichnet wurden. Von diesem Datum an wird der Beginn der Olympiaden gerechnet, deren 226. Pausanias noch erwähnt. Wir finden die Festspiele in der Geschichte bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus, dann verschwinden sie vollständig.

Die Wettkämpfe fanden in der Zeit des Vollmondes nach der Sommersonnenwende statt; ursprünglich war ihre Dauer für einen Tag festgesetzt, in dem Maße aber, als die Spiele immer reichhaltiger wurden, dehnte sich auch diese Zeitspanne bis zu einem Zyklus von fünf Tagen aus. Anfangs erstreckte sich der Wettkampf nur auf das einmalige Durchlaufen des Stadions, später aber umfaßte er den Doppellauf, nämlich das zweimalige Durchmessen der Bahn, und den Dauerlauf, welcher in etwas langsamerem Tempo das zwölf-

malige Durchmessen des Stadions vorschrieb. Hinzu traten noch der Waffenlauf — eine Art soldatischer Parade —, Defilierung in voller Rüstung, später nur mit dem Schild; dann der Ringkampf und das Pankration, worunter ein Faustkampf, nach Art des englischen Boxens, mit gewappneter Faust zu verstehen ist. Die beiden letzteren Übungen wurden auch manchmal verbunden ausgeführt. Der Höhepunkt der gymnastischen Übungen aber war das Pentathlon, ein aus fünf Teilen bestehender Wettkampf, welcher sich in eine Kombination von Weit- und Hochsprung, Speerlauf, Lauf, Diskoswurf und Ringen gliederte. Am höchsten stand in der allgemeinen Anerkennung der Sieger des Pentathlon. An gewissen Arten des Wettkampfes konnten auch Frauen teilnehmen, aber ganz abgesondert von den übrigen Teilnehmern der Festspiele. Auch junge Knaben wurden zugelassen; es ereignete sich aber nur ein einziges Mal, daß ein zwölfjähriger Knabe das Pentathlon bestand. Die Spiele im Hippodrom umfaßten Wagen- und Pferderennen; es wurden eigene Rennen mit Füllen und solche mit volljährigen Pferden abgehalten. Bei den Wagenrennen unterschied man den Wettkampf von Zwei- und Viergespannen; sie standen in besonders hohem Ansehen, so daß die Griechen auch das Andenken ihrer Toten durch die Veranstaltung solcher Wagenrennen ehrten. Selbst Könige verschmähten es nicht, an diesen athletischen Übungen teilzunehmen. Mit der Zeit gewannen die kostspieligen Pferde- und Wagenrennen einen gewissen aristokratischen Anstrich gegenüber den billigeren gymnastischen Übungen von eher bürgerlichem Charakter.

Jeder freie Grieche, der sich eines makellosen Rufes erfreute, konnte, wo immer auch außerhalb Griechenlands seine Wohnstätte war, an den olympischen Festspielen teilnehmen; nur die Barbaren, das heißt Nicht-Griechen, waren von der Teilnahme ausgeschlossen. Als aber mit der Zeit große Teile Griechenlands unter römische Herrschaft gerieten, mußten diese Bestimmungen dahin abgeändert werden, daß auch Römer, als Blutsverwandte der Griechen, zu den Festspielen zugelassen wurden.

Wer sich zur Teilnahme an den Kampfspielen meldete, mußte bei Zeus schwören, ohne Trug und List kämpfen zu wollen, und hatte überdies erst Zeugenschaft zu erbringen, daß er sich in irgendeinem Gymnasion bereits zehn Monate hindurch den für die Anforderungen der Spiele nötigen Übungen unterworfen hatte. Die letzte Vollendung ihrer Kampftüchtigkeit erhielten die Teilnehmer in Elis selbst, in dem Gymnasion und der Palästra von Olympia. Diese 30 Tage dauernden Probeübungen fanden unter der Leitung der zehn Kampfrichter oder Hellanodiken statt, welche die Stadt Elis

für jede Olympiade zu wählen berechtigt war. Einige Tage vor Beginn der Festspiele hielten die Kampfrichter mit den sich bewerbenden Athleten ihren Einzug in Olympia. Es war nicht nur die Aufgabe der Hellanodiken, alle nötigen Vorkehrungen und Bestimmungen für die Festspiele zu treffen, sondern sie versahen auch das Amt der Richter innerhalb der Wettbahn.

Griechenlands Blüte, die Besten des Volkes, wallten zur Zeit der Festspiele nach dem heiligen Hain. Jeder Staat schickte seine Gesandten ab, die manchmal mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut waren; die Träger der bedeutendsten Namen des öffentlichen Lebens, des Schriftstellertums und der Künste fanden sich hier ein, um den Glanz dieser Festtage zu heben und selbst gefeiert zu werden. Rings um die Altis erhob sich eine Zeltstadt; auf dem Alpheios reihte sich Barke an Barke, der kauflustigen Menge Waren und Nahrungsmittel in Hülle und Fülle darbietend. Das Erscheinen der Frauen jedoch war durch strenge Regeln in engen Grenzen gehalten; sie durften sich nur auf der Südseite des Alpheios aufhalten und von den Abhängen der jenseitigen Hügel den Verlauf der Spiele verfolgen. Dieses Verbot wurde ein einziges Mal von einer Mutter, deren Sohn sich an den Wettkämpfen beteiligte, überschritten. Kallipateira, nach anderen Pherenike, war der Name jener Witwe, welche, um an Stelle des verstorbenen Vaters ihren Sohn Peisidoros zu den Festspielen geleiten zu können, sich unter der Tracht der Lehrer der Athleten verbarg. Als ihr Sohn aber siegreich den Wettkampf beendet hatte, konnte sie der überwältigenden Freude des Mutterherzens nicht widerstehen und schwang sich über die Schranke. Dabei lüftete sich ihr Gewand und sie wurde erkannt. Ein solches Vergehen sollte dem Gesetze gemäß mit dem Tode bestraft werden; aber man begnadigte sie, aus Rücksicht für ihre große Mutterliebe und den Ruhm ihres siegreichen Sohnes. Dieses Ereignis, das so deutlich die unsagbare Begeisterung zeigt, mit welcher ganz Griechenland an den Begebenheiten der Festspiele teilnahm, hatte zur Folge, daß in Zukunft, um solchen Täuschungen vorzubeugen, sowohl die an den Wettkämpfen Beteiligten als auch die Lehrmeister derselben im Stadion unbekleidet erscheinen mußten.

Bekanntlich war die Belohnung des Siegers in den olypischen Spielen nichts anderes als ein Kranz aus den Blättern jenes heiligen Ölbaumes, welcher der Sage nach von Herakles gepflanzt worden war, und ein Palmenzweig: die Sinnbilder der Kraft und der Unsterblichkeit. Vor dem Tempel des Zeus verkündete ein Herold den Namen des Siegers und den seines Vaterlandes; die Hellanodiken nahmen von einem prächtigen goldenen Tische den Lorbeerkranz

und schmückten damit das Haupt des Gefeierten. Außer der Bekrönung harrten aber noch seiner eine Reihe von Ehrungen und Belohnungen; abgesehen von der allgemeinen Bewunderung, deren Gegenstand er war, bewirtete man den Sieger im Prytaneion, sein Heimatsort holte ihn im Triumphzuge ein, er war von jeder Besteuerung befreit, und in allen Versammlungen gebührte ihm ein Ehrensitz. Sehr häufig wurde auch das Standbild des Ausgezeichneten auf dem Gebiete des heiligen Haines errichtet; bei dem Sieger des Pentathlon war dies fast unerläßlich, denn diese Übung war der Prüfstein der möglichst gesteigerten und harmonisch durchgebildeten Körperkräfte. Wer das Pentathlon bestand, galt für das Ideal männlicher Schönheit.

Auch die Institution der olympischen Spiele konnte sich im Laufe der Zeiten nicht gewisser Auswüchse und Übertreibungen erwehren, deren Quelle zum Teil menschliche Eitelkeit, zum Teil die Leidenschaft des Wettbewerbes waren und lebhaft an die Exzesse unseres heutigen Sportlebens erinnern. Hingegen finden wir keine Spur jener mit Gewinnsucht gepaarten Spielleidenschaft, wie sie die meisten unserer heutigen Sportveranstaltungen in trauriger Weise verunzieren; dieses Laster ist ganz das Produkt der neuesten Zeit. Wir begegnen immerhin auch bei den Griechen solchen Athleten, deren vierhundert Siegespreise nicht so sehr ihren Ruhm vergrößerten, als vielmehr die Bedeutung der allzu häufigen Wettkämpfe herabsetzten. Die zeitgenössischen Chronisten berichten, daß schließlich die Altis von Siegerstandbildern, darunter solchen von jugendlichen Knaben, wimmelte. Manche der Wettbewerber brachten ihre Statuen, im sicheren Bewußtsein des zu erringenden Sieges, fertig mit sich, so daß dieselben unmittelbar nach dem beendeten Spiele aufgestellt werden konnten. Befremdend ist überdies, wenn es auch unleugbar einen modernen Eindruck macht, daß bei den Pferde- und Wagenrennen die Tiere und deren Eigentümer vollständig das Verdienst der bei den Rennen beteiligten Menschen in den Hintergrund drängten. In Olympia war es kein seltenes Geschehnis, daß man dem Züchter eines Pferdes oder gar dem Pferde selbst ein Standbild errichtete; besonders das Pferd Pheidola war Gegenstand einer derartigen Auszeichnung; es hatte sich im Pferderennen, nachdem es seinen Reiter in der Bahn abgeworfen, an dem Wettkampf weiter beteiligt und war, zuerst anlangend, vorschriftsmäßig beim Ziele stehengeblieben. Auch an offenkundiger Verletzung der Spielregeln mangelte es nicht. Die Reihe der vor den Schatzhäusern strafweise errichteten Statuen gab beredtes Zeugnis davon, daß gar oft List, Betrug oder Bestechung in recht un-

lauterer Weise den Sieg erwerben halfen. Der Sage nach hat ja Pelops selbst, der gefeierte Heros, das Beispiel dazu geboten, als er im Wettkampfe mit Oinomaos — dessen bestochener Wagenlenker seinen Herrn umwerfen ließ — auf diese Weise durch List siegte. Andererseits erscheint es als ein Beweis der ehrlichen Strenge der Griechen, daß angemeldete Wettkämpfer, welche ohne triftigen Grund von den Festspielen ausblieben, als feige Flüchtlinge behandelt und bestraft wurden. Wenn wir also die Geschichte der olympischen Kampfspiele mit unserem heutigen Sportswesen vergleichen, können wir uns kaum vor der Wahrheit verschließen, daß sich die Menschheit in Jahrtausenden nur sehr unwesentlich ändert: die Tugenden scheinen wohl etwas abzuflauen und zu verkümmern, dafür erfreuen sich aber die Unzulänglichkeiten, Gebrechen und kleinen Nichtsnutzigkeiten des Menschen einer immergrünen Jugendlichkeit.

Trotz dieser unleugbaren Schattenseiten, welche die glanzvolle Epoche der olympischen Spiele in ihrem Gefolge aufwies, war die Wirkung der zu hoher Vollendung gelangten griechischen Gymnastik, deren prägnantester Ausdruck eben die olympischen und andere Wettkämpfe waren, auf das ganze Griechentum der alten Zeit, ihr Leben, ihre körperliche und seelische Entwicklung, ihre Taten und ihre geistigen Schöpfungen eine ganz wunderbare. Ohne diese Einwirkung können wir uns jene Heldengeneration gar nicht vorstellen, welche das Leben dieses Häufchens von Griechen mit so glanzvollen Lettern in die Jahrbücher der Geschichte verzeichnete; ohne sie wäre jene großartige Harmonie der körperlichen und geistigen Kräfte, welche allen Schöpfungen der Griechen den Stempel unvergänglicher Schönheit aufdrückte, niemals vollständig gewesen. Auf die bildenden Künste und das Schriftstellertum wirkten die athletischen Wettkämpfe gleicherweise befruchtend. Fast ausnahmslos besangen die griechischen Dichter die Schönheit des stattlich-kräftigen, geschmeidigen, durch gymnastische Übung geschulten Körpers und dessen Betätigung in den athletischen Kämpfen. Pindar erklärt, daß es keinen edleren Sieg gäbe, als den in den olympischen Spielen errungenen. Mit Entzücken vertieft sich Homer in die Einzelheiten des Laufes, Diskoswurfes, des Ringens und der atemversetzenden Hast des Wagenrennens. Er gibt auch seiner Überzeugung in den Worten Ausdruck:

«Denn kein größerer Ruhm verschönt ja das Leben der Menschen,
Als den ihnen die Stärke der Händ' und Schenkel erstrebet.»

Noch auffallender ist die Wechselwirkung, welche zwischen dem griechischen Kultus der Körpererziehung und den bildenden

Künsten, besonders der Bildhauerkunst bestand. Nachdem die Epoche der äußeren und inneren Kriege vorübergegangen und ein friedliches Zeitalter angebrochen war, konnte auch die Kunst die Aufgabe des Heroenkultus gleichsam als abgeschlossen betrachten und wandte sich mit begeistertem Eifer den Siegern der athletischen Wettkämpfe zu, in denen sie die Verkörperung heldenhafter männlicher Tatkraft erblickte. Mit bewunderungswürdigem Realismus schuf die griechische Bildhauerkunst die Gestalten des Läufers, des Ringers, Diskos- und Speerwerfers, deren bewegtes Muskelspiel in tadelloser Plastik zutage tritt. Sie veranschaulichte auf diese Weise nicht nur die ganze Methode der griechischen Athletik, sondern verewigte auch die Schönheit dieser an gymnastischen Übungen erzeugten Körper, welche sich als Idealgestalten, als anzustrebender und maßgebender «Kanon» dem Auge und dem Verständnis der heranwachsenden Nachkommen einprägten. So haben die Griechen ihr Leben der Kunst und ihre Kunst dem Leben dienstbar gemacht.

Die unverbrüchlichen Gesetze der Vergänglichkeit, welche allem ein Ende setzen, haben auch den Ruhm Olympias nicht verschont. Die Festspiele waren in ihrem innersten Wesen mit dem heidnischen Götterglauben verflochten und daher von Anbeginn der emporsteigenden Macht der Christenheit ein Dorn im Auge. Der letzte gemeinsame römische Kaiser des Ost- und Westreiches, Theodosius I., untersagte im Jahre 394 die Abhaltung der olympischen Festspiele. In Konstantinopel erhebt sich noch heute auf dem Platze des einstigen Hippodroms der ägyptische Obelisk, dessen Sockel mit Reliefbildern aus der römischen Zeit geschmückt ist. Wir sehen die Gestalt des strengen Imperators Theodosius, umgeben von seinen Söhnen Arcadius und Honorius — zwischen denen er dann sein Reich teilte — und von dem ganzen, steifen, kaiserlichen Hofhalt während eines Wagenrennens. Was wir aber in Konstantinopel schmerzlich vermissen, das sind die Schätze jener heidnischen Heiligtümer, welche mit solch hingebungsvollem Eifer von den Christen geplündert wurden. Auch die beglückende Zeusstatue des Pheidias, welche hierher gebracht worden war, fand ein trauriges Ende; sie fiel den Flammen einer Feuersbrunst zum Opfer. Byzanz hat nicht nur seine eigene einstige machtvolle Größe und Herrlichkeit begraben, es ist auch die Grabstätte eines großen Teiles antiker Kultur geworden. Es war ein schicksalsschweres Verhängnis, daß die oströmischen Kaiser, durch ihre Eitelkeit gespornt, die Kunstschätze Griechenlands nach Byzanz brachten, wo sie von den Katastrophen, welche das Reich und die Stadt erschütterten, um so sicherer verwüstet wurden.

Die laute Kampfesfreude und Fröhlichkeit der olympischen Spiele war verstummt, die Götterbilder wurden weggeschleppt, aber die Tempel standen noch aufrecht. Da ließ Theodosius II. die olympischen Heiligtümer in Brand stecken. Alarichs Goten setzten das Werk der Verwüstung fort, und ein übriges fügte die nüchterne Schonungslosigkeit des beginnenden Mittelalters hinzu, das aus den Bausteinen der Tempel inmitten der Altis eine Festung errichtete, die Metallstatuen in Waffen und Handwerkszeuge umschmiedete und seine Kalkbrennereien mit dem Marmor der Kunstwerke speiste. Selbst das Megaron, das in eine byzantinisch-christliche Kirche umgewandelt worden war, entging dem allgemeinen Schicksal der Verwüstung nicht.

Denn gar bald beteiligten sich an dem von Menschen unternommenen Werke der Vernichtung die Naturkräfte und verwischten mit grausamer Gleichgültigkeit die Spuren der Erbauer wie der Zerstörer. Wiederholtes Erdbeben stürzte die stolzen Säulen in den Staub, die wandernden Erdmassen des Kronshügels verschütteten die zu seinen Füßen hingelagerten Gebäude, die Überschwemmungen des Kladeos häuften im Laufe der Zeiten Schichten um Schichten von Erdreich, Schlamm und Kieseln auf das Gebiet des einstigen Zeus-Heiligtumes, während die reißenden Fluten des Alpheios das ganze Hippodrom verschlangen. Das Tal von Olympia war beim Einbruch der Neuzeit eine wüste Ebene, und der Bauer, der in seinen Rebenpflanzungen mit der Haue das Erdreich lockerte, ahnte gar nicht, daß der Boden unter seinen Füßen die Stätte vergangener Herrlichkeiten deckte.

In das tiefe Dunkel der Vergessenheit brachte die Wissenschaft endlich einen dämmernden Lichtschein. Im 18. Jahrhundert begann Winckelmann davon zu schwärmen, daß Olympia wieder aufgedeckt werden müßte. Diese Anregung fand aber selbst in der Heimat des Gelehrten keinen Widerhall. Dann griffen Franzosen und Engländer den Gedanken auf; sie ließen auch einige Steinhügel untersuchen. Im Jahre 1829 erhielt Abel Blouet von der französischen Akademie die Betrauung, Grabungen vornehmen zu lassen; die Ruinen des Zeustempels wurden aufgedeckt und Blouet ließ einige Platten der inneren Metopen, welche die Heldentaten des Herakles darstellten, nach dem Pariser Louvre schaffen. Der große deutsche Archäologe und Geschichtsforscher Ernst Curtius, dessen Statue in dem Museum von Olympia aufgestellt ist, wußte zur Zeit der fünfziger Jahre in dem damaligen preußischen Kronprinzen, dessen Lehrer er war, hellodernde Begeisterung für den Gedanken der olympischen Ausgrabungen zu wecken. Dem hochgesinnten könig-

lichen Jüngling gelang es, seinen Vater, Kaiser Wilhelm I., zu veranlassen, daß das Deutsche Reich mit beispielloser vornehmer, selbstloser Opferwilligkeit die Arbeiten nicht nur in Angriff nehmen ließ, sondern sie auch durchführte; dieselben verschlangen ein Kapital von 900 000 Franken. Die Ausgrabungen währten von 1875 bis 1881, und wir können füglich behaupten, daß sie alles zutage förderten, was an dieser Stätte von den einstigen Schöpfungen übriggeblieben war. Diese großzügige Generosität im Interesse eines Bildungswerkes, diese Friedenstat am Ausgange eines ruhmvoll beendeten Krieges, schlingt eine unvergängliche Glorie um den Genius Deutschlands.

Und fünfzehn Jahre nach der Bloßlegung Olympias erweckten die Kulturnationen auch die Festspiele zu neuem Sein. Die Initiative kam von seiten der Franzosen; auch wir Ungarn schlossen uns der Bewegung an, und Griechenland nahm für sich die Ehre in Anspruch, auf dem Gebiete seiner Hauptstadt zum ersten Male die neuen olympischen Festspiele zu veranstalten. Seitdem erneuert sich in vierjährigen Zyklen bald in einer, bald in einer anderen Weltstadt der Wettkampf der Nationen um die Ruhmespalme der Olympiade. Freilich, gewisse Änderungen, Anpassungen an die veränderten Verhältnisse mußte sich die Institution gefallen lassen; aber der Zweck derselben und die Kraft des Gedankens, der ihr innewohnt, können und sollen dieselben sein, wie sie es vor vielen Jahrhunderten im sonnigen Hellas waren.

Die Trümmer zu Füßen des Kronion, im Tale des Alpheios, verkünden mit ergreifender Tragik den Niedergang und unwiederbringlichen Verlust des antiken Griechentumes. Aber der Wille und der Plan, welcher die Haue des Arbeiters ihr Werk tun hieß und dann auch die olympischen Festspiele wieder in ihre Rechte setzte, liefern den Beweis, daß die edlen Schöpfungen des griechischen Geistes unsterblich im Bewußtsein der Menschheit weiterleben.

II. Athen.

«**T**HALATTA! Thalatta!»
Dieser jauchzende Ruf, mit welchem Xenophons heimkehrende Krieger das ewige Meer begrüßten, kann füglich als das Leitmotiv griechischen Nationallebens und griechischer Entwicklung gelten. Griechenland ist vom Meere umschlungen und wird durch das Meer gegliedert; jene Binnenteile des Landes aber, welche den umgürtenden Fluten am fernsten gelegen sind, erheben sich hoch genug, um den Ausblick auf das Meer zu gewähren. Naturgemäß richtete sich der Blick der Griechen und wendete sich ihre Gedankenwelt dem Elemente Poseidons zu, das sie immerdar und überall vor Augen hatten, das in ihrer Phantasie und in ihren ursprünglichsten Instinkten mit dem Begriff des Vaterlandes innig verschmolzen war.

Die geographische Lage Griechenlands, seine durchwegs halbinsel- und inselartige Gestaltung machen das meerumspülte Hellas nach Osten und Westen zum Nachbarn der ganzen Welt und bergen gleichsam die natürliche Prophezeiung in sich, welche universelle, die ganze Welt umfassende Wirkung der Geist des Griechentums auf die ganze Menschheit auszuüben bestimmt war.

Die Griechen machten sich natürlich frühzeitig das Meer dienstbar, sie wurden ein Schiffervolk und blieben es auch in allen Phasen ihres Geschickes. Ihre Schifffahrt beschränkte sich aber jederzeit fast ausschließlich auf den Küstenverkehr, welcher über den Rahmen der Schiffsverbindungen zwischen den Buchten und Inselmeeren nicht hinausreichte; größere Entfernungen, Fahrten in die offene See vermieden sie. Sie waren kein Handelsvolk wie die Phönizier; ihre nautischen Beziehungen zur umgebenden Welt waren eher passiver als aktiver Natur. Sie empfingen von den Völkern die Ergebnisse älterer Kulturen, welche sie verarbeiteten und absorbierten, vermittelten hinwieder allen mit ihnen verkehrenden Völkern die Eindrücke und Wirkungen ihres eigenen Lebens und ihrer Werke. Nachdem ihre Kolonien sich auch auf die jenseitigen Küsten der umgebenden Inselmeere ausgebreitet hatten, blieb dem Griechentum noch jener größte Triumph vorbehalten, daß die Griechenland überwältigende römische Nation den höchsten Glanz ihrer Kultur den unterjochten Griechen entlehnte.

Thalatta! Thalatta! Das Meer begleitet unsere Schritte, wohin wir uns auch wenden mögen; auch auf unserem Wege von Olympia

nach Athen verläßt es uns nicht. Schon bei Pyrgos erreichen wir das Ionische Meer, an dessen Küste wir bis Patras gelangen; von hier bis zum Isthmus genießen wir den Anblick der an die Schönheit der Alpenseen gemahnenden Bucht von Korinth. Wir überqueren den Kanal, welcher die Wasser des östlich und westlich gelegenen Meeres miteinander vereinigt, und setzen unseren Weg auf der Eisenbahn fort, deren Schienen in die steinige Küste des Ägäischen Meeres eingebettet sind und uns bis an die letzten Hügel von Athen geleiten.

Die treuesten und unveränderlichsten Zeugen im Wandel der Zeiten sind in Griechenland Meer und Himmel, die einzigen, welche durch Menschenhand nicht verwüstet werden konnten.

Der Kanal von Korinth, obgleich ein ganz wunderbares Werk, ist bereits ein vollständiges Verleugnen der Vergangenheit; im Altertum begegnete man jedem Versuch, den Peloponnes von dem nördlichen griechischen Festland loszureißen, mit abergläubischem Zweifel. Es erschien unmöglich, daß Menschenhand an den Fügungen der Götter etwas ändern könne; und dennoch geschah das Unglaubliche im 19. Jahrhunderte, und zwar in erster Linie infolge der zähen, unverdrossenen Bemühung eines hervorragenden Ungarn: Stephan Türri's. Der Peloponnes ist heute eine Insel, und die Meerdampfer können aus dem Piräus direkt in das Ionische Meer schiffen oder umgekehrt von dort kommen, ohne den Umweg um die ganze griechische Küste machen zu müssen.

Der Weg, welcher die Landenge von Korinth mit Athen verbindet, ist die älteste Verkehrsader des griechischen Festlandes und erweckt auf Schritt und Tritt Reminiszenzen der Mythe. Der Sage nach war Skiron, der Anführer der Megarer, der Urheber dieses Weges, auf welchem er den Wanderern auflauerte, um sie von der steilen Küste in das Meer zu stürzen; die besiegten Opfer wurden in der Tiefe von einer ungeheuren Schildkröte aufgefressen. Der Held Theseus bereitete Skiron selbst das nämliche Schicksal und machte dadurch den Weg frei, welcher später unter Kaiser Hadrian seine größte Breite gewann.

Jetzt befördert die pustende, fauchende und pfeifende Eisenbahn den Reisenden, der unter sich das Meer erglänzen sieht. In halber Höhe der weißen Felsenwände, der Kaké skala, führt uns die Lokomotive, deren Rauch stellenweise von den Felsenrissen verschlungen wird, dem Ziel entgegen. Durch die Fenster des rollenden Zuges gleitet der Blick des Beschauers über die in bald goldigem, bald veilchenblauem Widerschein erglänzenden Flächen des Ägäischen Meeres, an welchem nacheinander die felsigen Bergspitzen der Inseln in der

Bucht von Saron auftauchen: das entferntere Ägina, das nahe gelegene Salamis und im Hintergrunde die langgezogene Küste von Argolis. Diese Meeresbucht ist nicht nur der Erinnerung an die Opfer des Skiron gewidmet; hier sprang die flüchtende Ino mit ihrem Söhnchen Melikertes in das Meer; ein Delphin brachte die Leiche des Kindes auf den Isthmus, wo sie von Sisyphos gefunden wurde. Dieser bestattete den Leichnam und widmete seinem Andenken unter dem Namen Palaemon religiöse Verehrung; diese Mythe gab den Anstoß zur Entstehung der isticmischen Spiele.

Den Platz der isticmischen Spiele zu bestimmen, sind wir heute nicht mehr imstande, es fehlt jede Spur eines Erinnerungszeichens; auf der Landenge wachsen auch heute zerstreut Kiefern, ganz wie zu Zeiten des Riesen Sinis, welcher seine Opfer an die gewaltsam zueinander gebogenen Spitzen dieser Bäume band, von denen sie im Auseinanderschnellen zerrissen wurden. Theseus bereitete auch ihm dasselbe Schicksal wie dem Skiron.

Wir sehen, daß die Sage hier in allen ihren Begebenheiten uns zu den Heldentaten des Theseus leitet, so wie der Weg, den wir beschreiten, nach der Stadt des Theseus führt, jener Stadt, deren erster König und legendärer nationaler Held er gewesen, ebenso wie Herakles den peloponnesischen Doriern. Mit voller Berechtigung gab indessen ein späteres Zeitalter dem Perikles diese Stadt zu eigen, welche denselben Namen trägt wie die Göttin, in deren Dienst und Verehrung an dieser Stätte die ruhmreichsten Schöpfungen der Kunst entstanden sind.

Nähern wir uns Athen vom Festlande aus, in der Richtung von Megara und Eleusis, so erhalten wir ein Gesamtbild, das uns in einem Blick die ganze Welt der edelsten Erinnerungen des klassischen Altertums enthüllt und uns die unvergeßlichen Eindrücke ahnen läßt, welche unser harren.

Eigentlich ist es eine schmale Landzunge, welche wir von dem zwischen Aigaleos und Parnes gelegenen Plateau überblicken können; sie erstreckt sich zwischen den Buchten von Eleusis und Marathon gegen die Inseln der Kykladen hin und gewährt von jedem erhöhten Punkte die Aussicht von Meer zu Meer. Die kleine, von Hügeln unterbrochene Ebene, die vielfach von Ölbaumreihen durchquert wird, ist von drei Seiten durch fast kahle, dennoch malerisch schöne Berge begrenzt, die in ruhiger, würdevoller Linie ihre Konturen am Horizont abzeichnen. Auf dieser von Gebirgen eingerahmten Fläche breitet sich das heute bereits ansehnliche Städtebild Athens aus, in dessen Mitte sich auf kühn emporragendem Hügel die Götterburg, die Akropolis, erhebt. Das wunderbar-edle, klassi-

sche, mit nichts anderm vergleichbare Profil dieser Ruinen hat sich unauslöschlich tief dem Bewußtsein der Menschheit eingeprägt. Gegen Südwesten erreicht die Stadt fast ihre beiden Häfen: den Piräus, der sich zu einem bedeutenden Handelsemporium entwickelt hat, und Phaleron, das die Physiognomie eines modernen Badeortes aufweist. Am jenseitigen Rand der Stadt strebt der steile Felsen-
hügel Lykabettos empor, höher als die Akropolis, gleichsam ein leidenschaftlicher Widerhall des ruhigen Rhythmus der Götterburg. Der Lykabettos erscheint in seiner Isoliertheit wie vom Himmel gefallen, und die Sage versäumt auch nicht, uns darüber zu berichten, daß die zürnende Athene ihn erschreckt im Fluge habe fallen lassen.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit dem Gebirgspanorama in der Nähe von Athen zuwenden, erklingen in unserer Seele die Namen Aigaleos, Parnes, Pentelikon und Hymettos. Wer würde es glaublich finden, daß man diese Benennungen hier auf griechischem Boden vergessen und durch die Namen Daphno-Vuno, Ozea, Mendeli und Trelovuni ersetzen konnte? Heute aber müssen wieder diese neuen Benennungen beschämt in den Hintergrund treten, und der allgemeine Sprachgebrauch fordert stolz die Namen von einst zurück.

Die langgestreckte, niedrige, größtenteils kahle Hügelkette des Aigaleos bildet einen natürlichen Wall, welcher die Stadt Athen vor dem bei Eleusis tief ins Festland einschneidenden Meere schützt. Am weitesten entfernt und am höchsten ist der Parnes, in dessen Wäldern zur Zeit des Pausanias auf Bären und Eber gejagt wurde; der Parnes ist noch immer der meistbewaldete unter den Bergen. Der Pentelikon ist an seinen oberen Abhängen ebenfalls mit Nadelholz bedeckt. Die berühmten Marmorbrüche dieses Berges verkünden von weitem in blendender Weiße, daß hier die Ursprungsstätte des Bau- und Statuenmaterials sei, welches Athens Glanzzeit verarbeitet hat, und welches in seinen Trümmern uns zeigt, wie dieses herrliche Gestein unter der Einwirkung der Zeit und der Luft noch schöner werden kann, indem sich das leuchtende Weiß in einen matten Goldton verwandelt. Zu Füßen des Pentelikon breiten sich die Villenkolonien der griechischen Hauptstadt aus. Der Hymettos, dessen felsige Abhänge den Bienen heute höchstens wilden Thymian zur Nahrung bieten, wurde von den Dichtern des Altertums hauptsächlich seines Honigreichtums wegen besungen; der langgestreckte, mächtige Rücken des Hymettos ist die zweite Schutzmauer Athens, welche, dem Aigaleos gegenüberstehend, die Stadt gleichsam umfangend beschützt.

Mit welch furchtbarer Verwüstung hat besonders die neuere Zeit in den Wäldern dieser Berge gehaust! Die Abhänge wurden ent-

forstet, der Humus der Berge fiel der Vernichtung anheim, und infolgedessen verschlechterten sich auch die klimatischen Verhältnisse; insbesondere nahm die Trockenheit zu, was natürlich das Versiegen der Flüsse im Gefolge hatte. Der Ilisos und Kephisos, an deren schattigen Lauf und kühlende Wellen so viele dichterische Reminiszenzen sich knüpfen, sind heute bloß Begriffe der Bodenbeschaffenheit. Die Stadt wird an zwei Seiten von Flußbetten begleitet, über welche hohe Brückenbogen gespannt sind, andeutend, daß hier während der kurzen, regnerischen Winterperiode Wasser fließt, das aber meistens zu Beginn des Frühlings bereits spurlos verschwunden ist.

Athen macht heute den Eindruck einer modernen europäischen Stadt, in welcher wir — die Akropolis und ihre Umgebung abgerechnet — nur vereinzelt auf antike Überreste stoßen. Hie und da gemahnen kleine byzantinische Kirchen, welche infolge des erhöhten Niveaus der aufgeschütteten Straßen wie versunken erscheinen, und die oft übelriechenden Gassen des alten Stadtteils daran, daß wir uns im Orient befinden, und daß diese Stadt auch im Mittelalter gelebt hat. Die neueren Bauten scheinen dessen eingedenk zu sein, daß nach Homer die «breiten Gassen» einst eine Schönheit Athens bildeten; an den jüngeren Schöpfungen, bei denen das in der Nähe gelegene, edle Baumaterial zur Verwendung gelangt, trachtet man den klassischen griechischen Stil zu erneuern, indem man den Häusern nach Form und Material einen monumentalen Charakter verleiht. Der Palast des Königs, welcher sich in der Nachbarschaft eines schönen Gartens erhebt, bildet den Mittelpunkt des neueren Athen; er zeigt uns selbst in seiner fast kasernenhaften Nüchternheit diese neuere Richtung des Bauwesens. Der glänzendste Vertreter der in griechischem Stile gehaltenen Privatbauten ist das kleine Palais Schliemanns.

Es ist für Athen und Griechenland überhaupt ein großes Glück, daß sie beide in ihrer neuen Epoche ebensowenig der reichen, freigebigen und dabei vornehm-kunstverständigen Baumäzenaten entbehren als in früheren Zeiten; allerdings hat sich der Charakter dieser Mäzenaten dem veränderten Zeitgeiste angepaßt. An die Stelle des Eumenes, Antiochos, Attalos, Hadrian und Herodes Attikos sind die Sina, Bernardakis, Vallianos, Awerof und Syngros getreten. Die einstige Rolle der Könige, Kaiser und Rhetoren übernehmen heute die im Auslande reich gewordenen Bankiers und Kaufleute. Das Beispiel ist gleicherweise rühmend und der Erfolg gleicherweise erfreulich.

Den Ruhm dieser Baumäzenaten — um welche manches Land die

Griechen beneiden könnte — verkünden: das Nationalmuseum, der Akademiepalast — der allerdings seiner Bestimmung vorausgeeilt ist, indem es gegenwärtig in Griechenland noch keine Akademie gibt —, die Universität, die Bibliothek und besonders das Stadion. Die früher genannten Gebäude sind durchwegs neue Schöpfungen, das letztere aber ist eine Erneuerung des ehemaligen Stadions, an dessen ursprünglichem Platze in den Originalmaßen aus weißem Marmor errichtet und zur Aufnahme von 50 000 Menschen bestimmt. Das erneute Stadion, umkränzt von einem Zypressenhaine, bietet dem Beschauer einen unvergeßlichen Anblick.

Ethnographische Eindrücke würden wir hier in Athen vergeblich erwarten; auch das Straßenleben weist hauptsächlich internationalen europäischen Charakter auf; die wenigen Volkstrachten, welche wir gewahren, zeigen entschieden, ebenso wie die zum Verkauf angebotenen Artikel der Hausindustrie und die Uniform des Jägerregimentes, albanischen Charakter, wie ja überhaupt dieser Volksstamm gerade in Attika am stärksten vertreten ist. Ein befremdend charakteristisches Detail der lokalen Volkssitte Athens ist der Gebrauch, die Toten mit Blumen geschmückt in offenem Sarge durch die Straßen der Stadt zu tragen. Die dem Zuge voranschreitenden, langbärtigen, griechischen Geistlichen, welche eine hohe, schwarze Mütze auf dem Kopfe tragen und mit einem Chorhemde bekleidet sind, machen zweifellos einen malerischen Eindruck.

Ich habe übrigens Athen auch zur Zeit der Abgeordnetenwahlen gesehen und mich davon überzeugt, daß bei solchen Gelegenheiten das lebhafteste Temperament der Einwohner in intensiver Erregung überschäumt. Der Straßenlärm ist fürchterlich; es wird nicht nur geschrien, sondern auch mit Hilfe von allerlei Handmörsern ein Geknatter erzeugt, das ganz unheimlich an Gewehrsalven erinnert; überdies brennt richtiges «griechisches Feuer», das unsere mehr und mehr aus der Mode kommenden Fackeln ersetzt. Die am Wahltage hier sich aufhaltenden Fremden hatten alle Mühe, den Wahlführern begreiflich zu machen, daß sie weder auf den Ruf «Rha» noch auf das Losungswort «Angira» eingeschworen sind, daß sie sich weder Herrn Rhallis noch dem im Zeichen des Ankers sieghaften Herrn Venizelos verschrieben haben. Unser Széchenyi, der Athen im Frühlinge des Jahres 1819, also noch unter türkischer Herrschaft sah, stand so ausschließlich unter dem Eindruck der antiken Ruinen, daß er, von tiefer Melancholie ergriffen, folgende Worte in seinem Tagebuche verzeichnete: «Die Betrachtung dieser vergangenen Größe und, im Hinblick auf dieselbe, der Gedanke an meine bisher so ruhmlos verbrauchten Jugendjahre erfüllen mich mit Niedergeschlagen-

heit... dennoch war es mir schmerzlich, ja, ich konnte ein dumpfes Widerstreben nicht unterdrücken, da ich diese Stätte verlassen sollte, wie wenn es mir niemals mehr vergönnt sein würde, solch reinen blauen Himmel zu sehen...»

Allerdings war Athen damals ein elendes, kleines Städtchen, dessen niedriges Niveau sich nicht dazu eignete, die Aufmerksamkeit des Beschauers auch nur für einen Moment von den in ihren Fragmenten noch mächtigen Denkmälern der Vergangenheit abzulenken; damals war «Das Kleinod Hellas'» wirklich nur eine «hinsinkende Ruine». Heute müssen wir diese Schätze, wenn wir uns unten, in der Stadt befinden, bereits fast mühselig zusammensuchen. In diesen unteren Regionen sind übrigens die Denkmäler der römischen Epoche vorherrschend, und zwar besonders jene, deren Schöpfer Kaiser Hadrian ist. Dieser römische Imperator war so sehr für Griechenland entflammt, daß er selbst in seine bei Tibur gelegene Villa ein Stück Griechenland hineinzauberte. Den weder imposanten noch schönen, ziemlich wohl erhaltenen Triumphbogen, den er zu seiner eigenen Verherrlichung in Athen errichtete, fand er für gut, auf der östlichen Seite mit folgender prahlenden Inschrift zu versehen: «Das ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus.» Den westlichen Bogen zierte die Inschrift: «Das ist die einstige Stadt des Theseus.»

In dem Stadtteil, welcher auf diese Weise als der des Hadrian bezeichnet wird, sehen wir die Überreste jener monumentalsten Schöpfung, mit welcher dieser Kaiser sich in Athen verewigt hatte; denn er hielt, wie seine hellenischen Zeitgenossen rühmend von ihm erwähnen, alles in größten Ehren, was den Griechen heilig galt; er errichtete hier viele Tempel, bedachte sie reich mit Geschenken und verdiente es billigerweise, daß ihm in jeder Stadt Griechenlands Statuen errichtet wurden. Unter seiner Regierung wurde der Bau des Olympieions, des Riesentempels des Zeus vom Olymp, des einzigen Zeustempels in Athen, welchen das Altertum für ein Weltwunder hielt, beendet. Seit Peisistratos hatten sich die Mächtigen der Stadt Pallas Athene's vergeblich bemüht, diesen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen. Erst einem Hadrian konnte es gelingen, diese Aufgabe zu bewältigen. Von den zahllosen Säulen des Tempels stehen noch fünfzehn; um die Mitte des XIX. Jahrhunderts stand noch eine sechzehnte; als diese im Jahre 1852 zu Boden sank, vermeinte man in der Stadt ein Erdbeben zu fühlen. An der gestürzten Säule können wir beobachten und konstatieren, wie die Teile des Säulenschaftes ineinandergefügt waren. Wir finden es bei diesen kannelierten Säulen korinthischen Stiles natürlich, daß sie höher und schlanker sind als beispielshalber die dorischen Säulen

des Parthenons. An der südöstlichen Ecke ruhen noch auf den Kapitälern der inneren und äußeren Säulenreihen die mächtigen Quadersteine des Epistyls. Die Ausdehnung der Grundmauern gibt, mit der schwindelnden Höhe der Säulen in Zusammenhang gebracht, einen Begriff von der überwältigenden, alles erdrückenden Größe des Zeusheiligtums.

Auf dem nordöstlich von der Akropolis gelegenen Gebiet finden wir weiter auf einer hügelartigen Erhöhung den besterhaltenen griechischen Marmortempel Athens und ganz Griechenlands: es ist das sogenannte Theseion, der Theseustempel; in seinen Maßen wohl klein, aber in edlem Stil gehalten; in Wirklichkeit dürfte dieser Tempel wohl kaum etwas mit dem Kultus des volkstümlichen attischen Heroen zu tun gehabt haben. Im Wiener Volksgarten finden wir eine Kopie des Theseion, in welcher als Götterbild die schöne Theseusgruppe Canovas aufgestellt war; dieselbe wurde in neuerer Zeit in das Vestibül des kunsthistorischen Hofmuseums überführt.

Die Altertumsforscher sind ziemlich einig darüber, daß der erwähnte Tempel mit dem Heiligtume des Hephaistos identisch ist, von dem uns Pausanias berichtet. Der Peripteros mit seinen Säulen dorischen Stiles ist ganz aus pentelischem Marmor erbaut, während zu den Relieifarbeiten paroser Marmor verwendet wurde. Die Gliederung und der plastische Schmuck des Tempels verraten, daß er unter der Einwirkung und nach dem Vorbilde des Parthenon entstanden ist. Die äußeren Mauern des Tempels und sogar ein großer Teil der kassettierten Decke sind unserer Zeit in ziemlich gutem Zustande erhalten geblieben; diese Tatsache ist zweifellos dem Umstände zu verdanken, daß das Hephaistos-Heiligtum in eine christliche Kirche umgewandelt und bis in die neueren Zeiten als solche benützt worden war; allerdings sind eben darum im Inneren des antiken Heiligtums wesentliche Veränderungen vorgenommen und wahrscheinlich aus derselben Ursache der Reliefschmuck der Tympanons beider Giebelfronten entfernt worden. Immerhin ist ein großer Teil der Reliefs der Metopen, die Heldentaten des Theseus und Herakles abwechselnd darstellend, erhalten geblieben; wir erkennen noch deutlich die bildliche Verherrlichung der Kämpfe des athenischen Helden mit Prokrustes, den Kentauren, dem Minotauros, dem grausamen Sinis und dem wegelagernden Skiron.

Ganz umrahmt von den erhaltenen Teilen der Agora der römischen Periode, erblicken wir ein anderes, in wunderbarer Unversehrtheit erhaltenes, kleines antikes Bauwerk Athens, den wohlbekanntesten Turm der Winde. Seinen Namen verdankt dieser acht-eckige kleine Turm den an seinen Seiten als Reliefschmuck ange-

brachten, die verschiedenen Windrichtungen symbolisierenden Göttergestalten. Das Innere des Turmes aber, dessen Erbauer Andronikos von Kyrrhos war, verrät ganz zweifellos, daß dieses Bauwerk einer Wasseruhr als Gehäuse diente; es dürfte dies die erste Wasseruhr gewesen sein, welche zur Bestimmung der Tages- und Nachtstunden angewendet wurde, denn bis dahin war es höchstens gebräuchlich, durch fließendes Wasser die Dauer der Reden bei Gerichtsverhandlungen zu regeln. Woher die Gemeinsamkeit der Benennung Klepsydra für die Wasseruhren des Altertums und jene Quelle, welche oberhalb des Turmes der Winde aus einer Felsenspalte des Akropolishügels entspringt und einst die ganze Zitadelle mit Wasser versah, wohl stammen mag, ist ein ungelöstes Rätsel. Das Wort Klepsydra bedeutet auf etymologischer Grundlage ungefähr «Sich-dahin-stehendes-Wasser». Die örtliche Nachbarschaft erweckt den Gedanken, daß vielleicht der Name der Quelle auf die Wasseruhr des nahegelegenen Turmes und dann überhaupt auf alle derartigen Zeitmesser übergegangen ist; indessen dürfte mit mehr Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Quelle, vielleicht weil ihr Wasserreichtum periodischem Wechsel unterworfen war, ihren Namen den Wasseruhren verdankte.

Einige Verwandtschaft mit diesem Turm der Winde zeigt das allerdings schlankere und anmutigere Lysikratesdenkmal, welches sich unter dem östlichen Gipfel der Akropolis befindet. Das erhaltene Denkmal ist nur der Sockel jenes ehernen Dreifußes, welchen Lysikrates, der Führer und Meister eines Knabengesangschores, bei Gelegenheit eines Liederwettkampfes als Siegespreis erhielt. Diese als ehrende Auszeichnung zuerkannten Dreifuße, welche zur Erinnerung an die Wettkämpfe öffentlich ausgestellt wurden, waren bei den Griechen des Altertums ein sehr beliebter und häufiger Wettpreis, so daß man in dieser Gegend eine ganze Gasse nach ihnen benannte. Daß einer der zu diesem Zwecke dienenden Marmorsockel, das eben genannte hübsche, säulengeschmückte Lysikratesdenkmal mit dem Reliefschmuck, welcher den Gott des heiteren Gesanges, Dionysos, verherrlicht, uns erhalten blieb, verdanken wir dem Zufall, daß ein Kapuzinerkloster dieses anmutige Bauwerk in seine Mauern einschloß und die Mönche das Innere des Turmes als Bibliothek benützten.

* * *

Mit fast andachtvoller Erregung nähern wir uns der Akropolis. Vor uns erheben sich ihre steilen Felsenwände, in deren zahlreichen Grotten das Altertum einst seinen Göttern Pan, Apollo, Dionysos

und Asklepios Opfer dargebracht hat; heute brennt in einigen dieser natürlichen Heiligtümer das ewige Licht vor christlichen Heiligenbildern, vielleicht, um den irrenden Seelen der enterbten heidnischen Götter den Eintritt zu wehren. Blicken wir aufwärts, so gewahren wir die den Felsen krönende Festungsmauer, welche aus dem Boden herausgewachsen zu sein scheint: hier, an der Südseite des Felsenhügels, dem wir uns jetzt nähern, zieht sich die von Kimon erbaute Burgmauer, welche stellenweise von Stützpfählern unterbrochen wird, in fast gerader Richtung am Rande des länglichen Hügels dahin und verleiht demselben eine starre, regelmäßige Form, im Gegensatz zur Nordseite, welche der Stadt zugewendet ist, und deren älteres Festungsmauerwerk sich jeder Ein- und Ausbuchtung der Hügelkontur anzupassen scheint. Oberhalb des Randes der Festungsmauer begrüßen uns bereits die gelblichen Marmorsäulen des Parthenon, wehmutsvoll das Werk der Zerstörung enthüllend, je mehr wir uns nähern.

Das Lysikratesdenkmal hat uns bereits verraten, daß diese Gegend im Zeichen der frohen Herrschaft des Dionysos steht; während unser Weg zur Götterburg hinaufgeleitet, eröffnen sich unserem Blicke die Trümmer des großartigen Dionysostheaters.

Dieses Theater ist vielleicht das nennenswerteste architektonische Denkmal des griechischen Dramas, so wie es sich aus dem Bacchischen Lied und Tanz, den Dithyramben, entwickelt und hier in Athen seine größten Triumphe gefeiert hat. Bemerkenswert sind diese Ruinen auch deshalb, weil sie durch die Forschungen und Schriften Dörpfelds zum Ausgangspunkte bis heute noch unentschiedener Streitfragen über den Bau und die Einrichtung des griechischen Theaters geworden sind. Sicherlich hatte dieses Theatron nach der Glanzzeit des griechischen Dramas wesentliche Umgestaltungen erfahren, und was wir heute sehen, ist zum großen Teile das Ergebnis der Schöpfungen respektive Veränderungen aus römischer Periode. Von der glanzvollen Säulenhalle, welche die Skena nach außen hin abschloß, sind heute nur mehr einige Sockel sichtbar; auch die das Theater einschließende Rundmauer ist eingestürzt, die oberen Sitzreihen abgebröckelt. Von dem bildnerischen Schmucke des Proskenions, den kunstvollen Marmorreliefs, welche die Geschichte des Gottes Dionysos darstellten, ist nur die westliche Gruppe erhalten, und zwar auch diese willkürlich zusammengestellt, größtenteils aus verstümmelten, kopflosen Gestalten bestehend; nur auf einer kauernen Silengestalt, welche die steinerne Einfassung stützt, sitzt ein reichlockiger, großbärtiger Kopf. Unversehrt aber sind die Marmorfliesen der jetzt halbrunden Orchestra, auf welchen einst bei stür-

misch-wilden Melodien bacchantische Tänze aufgeführt wurden, und ebenso sind auch die ersten Sitzreihen erhalten, deren weißer Marmor mit reichen Skulpturen geschmückt ist und die Namensinschriften jener Bacchuspriester trägt, welche, mit Weinlaub bekränzt, hier saßen, um unter Applaus und frohem Lachen ihren Gott zu ehren. Diese ganze Gegend, das Stadtviertel der volkstümlichen Bacchanalien, war zurzeit der Weinernte erfüllt von dem lauten, jubelnden Lob und Ruhme der fröhlichen Gottheit.

Während wir den Weg gegen die Festung zu fortsetzen, führen unsere Schritte an den Überresten einer langen Halle vorbei, welche im Mittelalter als Festung diente, und deren Ruinen kaum mehr die ursprüngliche Bestimmung erkennen lassen. Diese Halle wurde von Eumenes, dem König von Pergamon und Freund Athens, der Stadt zum Geschenk erbaut, um den Besuchern des Dionysostheaters eine Erholungsstätte und Schutz sowohl gegen Sonne als Regen zu bieten. Später schloß sich an den westlichen Endpunkt dieser Halle das Theater des Herodes Attikos, welches bereits nach römischer Bauart errichtet ward; das heißt der Kern der Mauern wurde aus Stein- schutt und Mörtel hergestellt; von außen deckten mächtige Quader- steine den Bau, dessen Innenseite der verschwenderische Bauherr wahrscheinlich mit Marmor bekleiden ließ. Dieses Theater war ein Odeion, was besagen will, daß es ausschließlich zur Aufführung von Singspielen diente; mit Rücksicht darauf war es auch in kleineren Maßen gehalten und gedeckt. Die Decke bestand aus Zedernholz. Das Innere gewährt noch heute ein ganz deutliches Bild der einstigen Konstruktion; es ist auch ersichtlich, daß die Bühne aus Stockwerken bestand, wahrscheinlich, um der Erscheinung der Götter eine besondere Bühne zu bieten.

Ein eisernes Gittertor, mit einem Wächterhaus zur Seite, bedeutet uns, daß wir das verschlossene Gebiet der Akropolis erreicht haben, innerhalb dessen ein kühn geschwungener Fahrweg zu den Propyläen leitet.

Das Tor, welches der französische Archäologe Beulé aus dem Labyrinth der Befestigungswerke eines barbarischen Zeitalters befreien mußte, und das auch den Namen dieses Forschers führt, ist unter römischer Herrschaft entstanden und bildet gleichsam den äußeren Verschuß der zurzeit der griechischen Herrschaft jedes Vorraumes entbehrenden Propyläen. Wahrscheinlich stammt auch die stellenweise erbaute, stellenweise in den Felsen gehauene steile Treppe, welche vom unteren Tore zu den Propyläen führt, aus der Zeit der Römerherrschaft. Die Konstruktion dieser Treppe ist auch jetzt noch klar zu übersehen, um so mehr, als sie zum Teile

bereits erneuert worden ist. Es erscheint ganz zweifellos, daß zur Glanzzeit Athens, von jenem Gebiet ausgehend, wo später das Odeion des Herodes stand, ein breiter, gewundener, für Wagen, Reiter und Opfervieh bestimmter Weg zu dem Mitteltore der Propyläen führte, durch das man, ohne Stufen zu steigen, in den inneren Teil der Burg gelangen konnte. Wir könnten uns sonst den Einzug jener Festmenge kaum vorstellen, welche herbeiströmte, um die Panathenäen zu feiern, wie wir dies an den Reliefwerken des Parthenonfrieses durch die Kunst der Pheidiaschen Schule dargestellt sehen.

Die aus pentelischem Marmor erbaute Torhalle, welche den Namen Propyläen führt, und deren großzügige Restaurierung bereits in Angriff genommen ist, stammt aus der Zeit des Perikles und wurde nach den Plänen des Baumeisters Mnesikles erbaut, allerdings aber nur zum Teile beendet. Was wohl die Ursache der Unterbrechung dieser Arbeit war, ob der Peloponnesische Krieg oder vielleicht Hindernisse in Gestalt älterer Heiligtümer, welche nicht entfernt werden durften, ist uns unbekannt; in die Augen springend ist aber jedenfalls die Unvollständigkeit des zu beiden Seiten verkürzten südlichen Flügels im Vergleich zum nördlichen.

Der architektonische Grundgedanke der Halle, welche als Festtor und gleichzeitig sicherlich auch als Wächterhaus diente, mögen zwei ausgebreitete Arme gewesen sein, welche den Ankömmling vor der Festung gleichsam in gastfreundlicher Umarmung empfangen. Die mittlere Halle bildete das eigentliche Tor, und zwar entsprechend den sechs Säulengängen ein fünffaches Tor. Der nördliche Flügel war nach Pausanias' Beschreibung mit den Gemälden des berühmten Polygnotos geschmückt; der kleinere, südliche Flügel diente wahrscheinlich der Wachmannschaft als Behausung. Zur Zeit der fränkischen Herrschaft wurde an diesen südlichen Flügel ein unförmlicher Wachturm angebaut, zu welchem man die abgebrochenen oder willkürlich losgelösten Steine der Propyläen als Baumaterial verwendete. Schliemann ließ im Jahre 1875 diesen Turm demolieren und legte auf diese Weise die eingebauten Teile des antiken Bauwerkes bloß.

Die Propyläen des Mnesikles können selbst in ihrer Unvollkommenheit als eines der glänzendsten Beispiele griechischer Baukunst gelten; die noch vorhandenen Ruinen legen Zeugenschaft dafür ab. Das Anpassen an die starren Formen des Burghügels und die Zweckbewußtheit, die sich in der Gliederung des Gebäudes und besonders in der baulichen Struktur der mittleren Haupthalle kundgeben, sind in ihrer Art unerreichbare Manifestationen künst-

lerischer Invention. Die Außenseiten der Torhalle sind in dorischem Stil gehalten, weil sowohl von der Seite des Hauptanstieges als auch von dem Inneren der Festung aus betrachtet hier die massiven, ruhigen, stämmigen Formen geboten erschienen. Bei dem Inneren der Mittelhalle indessen mußten, gleichsam um eine Entspannung zu gewähren, hohe, anstrebende Dimensionen und reiche Ausgestaltung angewendet werden, und infolgedessen waren hier die dorischen Säulen, welche zu massiv gewesen wären und den Überblick gestört hätten, nicht anwendbar gewesen. So verwendete hier Mnesikles hohe, schlanke ionische Säulen als Träger der erhöhten Decke. Es ist dies übrigens ein glänzender Beweis dafür, daß, wenn auch beide Stilarten in ihrer Entwicklung vielleicht durch die zwei ihren Wohnsitz im Laufe der Zeiten häufig wechselnden Volksstämme beeinflusst wurden, sie dennoch in ihrer Verwendung nie an Zeit und Ort gebunden erschienen. Die hoch entwickelte griechische Baukunst ließ sich ausschließlich durch die Gebote der Zweckmäßigkeit und der dekorativen Wirkung in der Wahl der Stilarten bestimmen, welche oft an ein und demselben Bauwerke abwechselnd erscheinen, aber immer mit der berechnenden Erwägung, daß jeder Stil zu besonderer Geltung komme und die Wirkung des einen nicht die des andern störe. In dem ionischen Athen selbst gelangte der ionische Stil neben dem dorischen nur als aushelfendes Moment zu Worte.

Nähern wir uns den Propyläen, so gewahren wir zur linken Seite, vor dem Bildergalerie genannten Flügel, ein mächtiges Steinpedestal, fast so hoch wie der Flügel der Propyläen selber; es war dies zu Zeiten der Römer der kolossale Unterbau für eine Statue von Kaiser Augustus' Schwiegersohn und Freund Agrippa, den Erbauer des römischen Pantheons. Die Statue erhob sich auf einem Triumphwagen.

Gegenüber diesem Standbilde führte einst eine gerade Treppe zu der Bastei empor, welche über den südlichen Flügel herausragte; diese Treppe ist jetzt nur mehr teilweise vorhanden. Treten wir, von der ersten Säulenreihe der Propyläen nach rechts abbiegend, auf die erwähnte Bastei, so erblicken wir einen anmutigen, kleinen, in ionischem Stil gehaltenen Tempel; es ist das Heiligtum der Athene-Nike. Wahrscheinlich wurde es zur Erinnerung an die Schlacht von Platää aus den von den Persern erbeuteten Schätzen errichtet, und zwar zu Ehren der ungeflügelten Nike, eigentlich Athene, die auch als Göttin des Sieges anerkannt wurde, während man sich die geflügelten Niken eher als ihre beigesellten, helfenden Geister dachte. Dieser kleine Tempel wurde im XVII. Jahrhundert durch die Türken zerstört und von den Griechen, als sie die türkische

Herrschaft abschüttelten, an der nämlichen Stelle als ein neues Siegeszeichen wieder errichtet. Das einst mit einer doppelten Säulenfront versehene Gebäude ist indessen unvollkommen; die Decke fehlt, das Innere ist leer, und die Reliefarbeiten des um das Mauerwerk sich schlingenden Frieses sind bloß Terrakottanachahmungen der im British Museum befindlichen Originale. Diese Reliefe stellen in außerordentlich bewegten, lebensvollen Gruppen die Schlacht von Platää dar, während das Giebelbild eine Versammlung der Sieg verleihenden Götter zeigt. Die hier etwas schmale Bastei war einst von einer marmornen Brüstung umsäumt, deren einzelne Platten mit den herrlichen, aus der Glanzzeit der griechischen Plastik stammenden Nikegruppen auch heute noch im Akropolismuseum sichtbar sind; die Darstellung der fließenden Kleiderfalten des Peplos, dieser Opfer vorbereitenden, Siegeszeichen errichtenden und Sandalen lösenden, schlanken Mädchengestalten sind Wunderwerke griechischer Kunst.

Wenn wir auf dem Nike-Pyrgos, dort, wo einst vor dem Tempel der Altar der Göttin stand, verweilen, eröffnet sich unserem Blicke nach allen Seiten eine herrliche Rundschau; unsere Seele wird von einer Flut empfindsamer, tragisch-erhabener Sagen und geschichtlicher Erinnerungen erfaßt.

Von hier blickte König Ägeus sehnsüchtigen Auges auf das Meer, die Rückkunft seines heldenhaften Sohnes Theseus aus Kreta erwartend. Dieser hatte versprochen, wenn er den Minotaurus bezwänge und siegreich wiederkehren würde, dann sollte eine weiße flatternde Fahne auf seinem Schiffe, das sonst unter schwarzer Flagge dem Ungeheuer seine Opfer nach Kreta brachte, die glückliche Heimkehr verkünden. Der Jüngling aber, der durch seine Heldentat sich Ariadnes Hand erworben hatte, vergaß im Rausche der beglückenden Liebe das Versprechen. Als Theseus' Vater das schwarzbewimpelte Schiff erblickte, stürzte er sich in dem Glauben, daß sein Sohn dem Ungeheuer zum Opfer gefallen wäre, von dem steilen Felsen in den Abgrund. Zur Erinnerung an seinen Tod trägt das Ägäische Meer noch heute seinen Namen.

Von hier aus betrachtet bildet die felsige Insel Salamis den Abschluß der vor uns sich ausbreitenden Wasserfläche. In der schmalen Bucht, welche die Insel von dem attischen Festlande trennt, erfochten die Griechen über die Perser unter der Führung Themistokles' den glänzenden Sieg von Salamis; unterdessen aber gelang dem Feind das Werk der Rache, die Akropolis einzuäschern.

Diese westliche Zinne der Festung ist von kleineren und größeren Felsenhügeln umgeben; der äußerste und höchste derselben ist der

an der linken Seite sich länglich erstreckende Mouseion, so benannt nicht nach den Musen, sondern nach dem Sänger Mouseion, einem Schüler des Orpheus, der hier gewirkt hatte und hierher begraben wurde. Angeblich befindet sich auch das Grab des Kimon hier, so wie auch gemäß der Volkstradition eine der römischen Grabkammern, welche in die Felsenwand, gegenüber der Akropolis, eingehauen sind, das Gefängnis des Sokrates wäre, in welchem er den Schierlingsbecher geleert hat. Die Makedonier gestalteten nach ihrem Siege über die Athener den Mouseion zu einer Festung um, aus welcher sie wieder von Olympiodoros, der sein Vaterland befreite, vertrieben wurden. Auf der Spitze des Hügels erhebt sich ein hohes Grabdenkmal; dasselbe wurde zur Zeit Trajans dem letzten Antiochos aus dem kleinasiatischen Königsgeschlechte, Philipappos genannt, errichtet.

Der gegen Westen nächstgelegene Hügel verbreitert sich an seinem Gipfel zu einer Ebene, welche dadurch entstand, daß einerseits der Felsen ausgehöhlt, andererseits der Grund durch die Anlage einer wuchtigen Kyklopenmauer erhöht wurde: das war der Pnyx, die Stätte der Volksversammlungen; die aus dem Felsen gehauene Rednertribüne, von welcher Demosthenes und Perikles zu den Athenern sprachen, ist noch sichtbar. Am Fuße des Hügels wurden bei den vor kurzem erfolgten Ausgrabungen die Spuren einer versiegten Quelle und eines öffentlichen Brunnens entdeckt; es handelt sich zweifellos um die «Kalirrhoe», die schön fließende Quelle, aus welcher die athenischen Jungfrauen das Wasser ihres bräutlichen Bades schöpften, und den Brunnen «Enneakrunos», welchen neun wasserspeiende Löwenmäuler schmückten.

Noch weiterhin erhebt sich auf einer mit Kaktusgewächsen bedeckten Felsengruppe der Turm der Sternwarte; das ist eine Schöpfung aus neuester Zeit, nur der Name des Hügels ist ein altertümlicher; Hügel der Nymphen wird er genannt. Und schließlich gewahren wir in unserer nächsten Nähe, zur Rechten der Akropolis einen eigentümlich geformten, breiten Felsenhügel; Spuren einstiger Bauwerke sind kaum zu bemerken, wohl aber die Überreste von Treppen und Zellen, welche aus dem Gestein gehauen wurden. Das ist der geheimnisvolle Hügel des Ares, der Areiopagos, die Stätte der höchsten Gerichtsbarkeit des alten Athen.

Woher dieser Name und dieses Richteramt stammt, dafür gibt es zweierlei Erklärungen, welche sich an die Person des Pausanias und an jene des Dichters Aischylos knüpfen. Der erstere berichtet, daß der Kriegsgott Ares sich hier dem Urteil der irdischen Gerichtsbarkeit unterwarf, als er den Verführer seiner Tochter getötet hatte,

daß also dieses Forum sein Ansehen dem Umstande verdankte, daß es über einen Gott zu Gericht gesessen. Aischylos führt den Ursprung des Namens auf ein anderes Motiv zurück: die Amazonen welche die Akropolis belagerten, brachten dem Kriegsgotte auf diesem Hügel, dem Heiligtume des Ares, ein Opfer dar; der Ursprung des Richteramtes aber ist mit dem den Orestes freisprechenden Urteil in Zusammenhang; auch Pausanias erwähnt diese Möglichkeit. Der Dichter berichtet in dem dritten, nach den Eumeniden benannten Teile seiner Orestie, daß der göttliche Wille Athenes und Apollos den Sohn Agamemnons, Orestes, den die Erinnyen wegen des begangenen Muttermordes verfolgten, hier Zuflucht finden ließ. Pallas berief die Alten der Stadt Athen, auf diese Weise die erste Schwurgerichtsverhandlung schaffend, um über die Tat des Unglücklichen zu urteilen; nachdem die Stimmen gleichmäßig verteilt blieben, entschied die Göttin selbst durch das «votum Minervae» für den Freispruch des Angeklagten. Athene versöhnte danach — wie Aischylos berichtet — auch die Rache heischenden Erinnyen und wies denselben in den Felsengrotten des Areiopagos — die auch heute noch als Wohnsitz dieser Göttinnen gezeigt werden — eine Stätte an. Den Namen der Erinnyen verwandelte Athene in den der Eumeniden, das heißt wohlgesinnten Göttinnen, als welche sie von diesem Momente an für die Stadt Athen und die Athener nicht Rache und Sühne, sondern Wohlfahrt und Segen bedeuteten.

* * *

Wir überschreiten die jenseitige Schwelle der Propyläen und erblicken vor uns den noch weiter aufwärts strebenden Abhang des Burghügels. Wir dürften glauben, in einem Marmorbruch zu sein; der Grund ist über und über mit blendend weißen Marmortrümmern besät. Gras und Blumen sprossen zwischen dem Gestein und verbreiten würzige Düfte. Uns aber kann nichts mehr fesseln, nichts mehr unser Interesse ablenken. Auf breiten Treppenstufen, welche stellenweise aus dem rohen Felsgestein gehauen wurden, streben wir dem Haupttempel, dem Parthenon, zu, der vom ersten Augenblicke an, da wir seiner ansichtig wurden, unsere Sinne und Gedanken in Fesseln schlägt.

Wir fassen vor der am besten erhaltenen, westlichen Front festen Fuß; während das ferne Stimmengewirr der Stadt uns fast wie eine Halluzination der Sinne anmutet, ringt sich nach und nach aus dem überwältigenden Eindrucke die Überzeugung los, daß in dem, was die Begeisterung und das Kunstvermögen des Altertums hier schuf,

und das wir heute nur mehr in kläglichen Trümmern erblicken, die Architektur ihr letztes Wort gesprochen hat; seitdem haben wir höchstens vergessen, gelernt sicherlich nichts. Die griechische Nation hat wahrlich nicht vergeblich gelebt, denn sie hat das Höchste geschaffen, das sie der Menschheit zum Erbe lassen konnte. Wir sind in diesem Moment so tief durchdrungen von der Überzeugung, daß der Parthenon die hehrste Schöpfung des bildenden Geistes der Menschheit ist, daß wir uns mit gefaßter Ergebung in den Gedanken der Unmöglichkeit einer menschlichen Weiterentwicklung fügen könnten. Hier an dieser Stätte ist es wahrlich nicht die Zukunft, sondern nur die Vergangenheit, der unser uneingeschränktes, volles Interesse gilt.

Athen errichtete diesen Tempel der «blauäugigen Tochter Kronions», der «Parthenos» oder Jungfrau, zu einer Zeit, da es von dem Bewußtsein durchglüht war, der Führer der ganzen griechischen Nation zu sein, zu einer Zeit, da Athen selbst keinen Geringeren zum Führer hatte als Perikles. Hellas, das seine glänzendste Epoche damals lebte, «In der Menschheit üppiger sprossenden Jünglingsjahren» — um mit den beredten Worten unseres Eugen Péterfy zu sprechen —, fühlte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, um eine entscheidende Tat zu vollführen. Jetzt mußte und sollte die Burg der Götter mit dem strahlenden Heim der Schutzgöttin dieser Stadt gekrönt werden. Ein neuer Tempel sollte an Stelle des alten erstehen, des noch immer unfertigen, welcher der Tochter des Zeus und dem stolzen Bewußtsein der Stadt nicht mehr würdig schien. Dieses neue Heim sollte alles bergen und alles verkünden, was die glühendste Begeisterung und schöpferische Kraft des Griechentums hervorzubringen fähig war.

Ein glückliches Zusammentreffen aller Umstände gibt die Erklärung für die Absicht und den Erfolg dieses großartigen Unternehmens. Die von seiten der Perser drohende Gefahr war abgewendet; ein großer Teil der griechischen Staaten hatte sich als Bundesgenosse an die Seite Athens gestellt, das auch mit den übrigen griechischen Staaten Frieden hielt und außerdem vortrefflich befestigt war. Die Steuer, welche die verbündeten Staaten entrichteten, der Aufschwung der allgemeinen Wohlhabenheit, welche infolge der auf breiter Basis durchgeführten demokratischen Organisation eintrat, und vor allem die bedeutenden Einnahmen, welche aus dem blühenden Handel der Stadt flossen, ermöglichten die für die Kunst gebrachten bedeutenden Opfer. Die eröffneten Marmorbrüche des Pentelikon und der Insel Paros lieferten in der Nähe das edelste Baumaterial, zu dessen Verarbeitung keine geringeren Baumeister

und Künstler zur Verfügung standen, als Iktinos, Kallikrates und Mnesikles auf dem Gebiete der Baukunst, sowie Pheidias und seine Genossen auf dem Gebiete der Skulptur. Auch an großartigen Vorbildern fehlte es nicht: es standen bereits der Tempel des Zeus in Olympia und das ältere Heiligtum Apollon in Delphi. Die Griechen hatten bewiesen, daß sie kraft ihrer Geschicklichkeit imstande waren, mit Hilfsmitteln, welche uns heute primitiv und unzulänglich erscheinen, die schwersten technischen Aufgaben zu bewältigen. Ein fördernder Faktor war auch der Umstand, daß Kimon kurz zuvor durch seine Mauer die obere Fläche der Akropolis wesentlich vergrößert hatte, so daß dieselbe geeignet schien, ein viel größeres Gebäude zu tragen als bisher. Es sollte ja nicht nur ein Hauptheiligtum errichtet werden; man beabsichtigte auch den Staatsschatz in einer Kammer des Parthenons aufzubewahren. Dieser Bau mußte durch Glanz und Größe die materielle Macht und geistige Überlegenheit Athens, Attikas, ja ganz Griechenlands zum Ausdruck bringen.

Und das stolze Beginnen ward von Erfolg gekrönt. Welch sinnbetörender Anblick mußte es gewesen sein, als dieses Heiligtum in voller Unversehrtheit, in seiner leuchtenden, weißen Marmorschönheit sich erhob, heiter belebt durch die bunten, uns heute ganz ungewohnten Farben des griechischen Stils, umschlungen von einem Saume plastischer Wunderwerke. Es mußte Andacht und Bewunderung fühlen, wer sich diesem Tempel der Erhabenheit und Schönheit näherte!

Die hehre Größe der künstlerischen Komposition offenbart sich auch in der Art und Weise, in welcher Perikles und sein Baumeister Iktinos den Bauplatz des Parthenon und seine Beziehung zu den übrigen Bauten der Akropolis bestimmten. Die Oberhoheit des neuen Heiligtumes über die bereits vorhandenen mußte zum Ausdruck gebracht werden, nicht nur in Größe und Höhe, sondern auch durch Betonung des vornehmen Platzes, welcher dem zu erbauenden Tempel in der ganzen baulichen Harmonie der Akropolis angewiesen wurde. Unter den bereits vorhandenen Bauwerken, zu denen das neue in entsprechende Proportion treten mußte, sind hauptsächlich das Erechtheion und die Propyläen zu erwähnen, denn das Hekatompedon dürfte wohl damals kaum mehr existiert haben. Der griechische Stil ist aber im allgemeinen nicht geeignet, Höhenwirkungen zur Geltung zu bringen. Das Heiligtum mußte also von vornherein auf eine Anhöhe projektiert werden, welche ja in der mittleren Partie der Akropolis geboten schien; die ganze nötige Oberfläche konnte aber mit Rücksicht auf die Maße des geplanten Tempels nur

durch großartige Unterbauten an der Südseite gewonnen werden. Diese Anordnung hatte zur Folge, daß, vom Westen betrachtet, der Sockel der Parthenonsäulen mit dem Giebelwerke des Karyatidenerkers am Erechtheion in eine Linie zusammenfällt, während das südliche oder nördliche Profil der Festung den Unterbau der Parthenonsäulen in gleicher Höhe mit dem Gesimse der Propyläen zeigt. Vielleicht sollte in dieser absichtlichen Unterordnung des Erechtheions der Sieg Athenes über Poseidon, welcher auch in der Statuengruppe des einen Parthenon-Timpanons dargestellt ist, versinnbildlicht werden. Der tiefere Sinn, welcher in dieser charakteristischen Anordnung der Dinge liegt, drückt deutlich aus, daß sich architektonische Ambitionen höheren Gesichtspunkten unterordnen müssen; diese Mahnung sollte besonders unsere undisziplinierte Epoche, welche jeden Effekt von dem baulichen In-die-Höhe-Streben erwartet, beherzigen. Welch ein Memento könnte es für eine Epoche sein, in welcher Zinskasernen mit ihren aufgestülpten, leeren Helmen über die öffentlichen Gebäude sich erheben und stolze Regierungspaläste die Gotteshäuser überragen wollen.

Weises und edles Maßhalten gab dem Äußeren des Parthenons jene harmonische Ruhe, unerschütterliche Festigkeit und unanfechtbare Würde, unter deren Eindruck der Beschauer auch heute steht; besonders gilt dies von der westlichen Front, wo die Konturen — von kleineren Defekten abgesehen — noch die ursprünglichen sind und sich durch den goldig schimmernden Farbenton des alten Marmors scharf von dem tiefblauen Himmel abheben. Seelisches Gleichgewicht und geistige Konzentration, diese beiden Qualitäten, welche unserer fieberhaft strebenden Zeit so vollständig mangeln, gelangen in diesem, aus der Epoche ihrer Glanzzeit herrührenden, steingewordenen, erhabenen Bekenntnis griechischer Weltanschauung triumphierend zum Ausdruck.

Von Begeisterung hingerissen, versuchen wir in Gedanken den Parthenon in seiner einstigen Herrlichkeit vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen und werden dabei von tiefster Bitterkeit erfüllt: Wie konnten die Zeit und die Menschen so grausam mit der erhabenen Schöpfung jener großen Epoche verfahren!... Besonders aber die Menschen! Denn diese Mauern und Säulen hätten in ihrer Wuchtigkeit den natürlichen Einwirkungen von Jahrtausenden widerstanden, wenn nicht das barbarische Werk von Menschenhänden frevelhaft zu ihrer Zerstörung beigetragen hätte. Unsere Empörung steigert der Gedanke, daß gerade der Parthenon vor nicht gar zu langer Zeit, am Ende des XVII. Jahrhunderts, in Trümmer gelegt wurde. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß aus dem Heilig-

tume Athenens die Christenheit einer anderen Jungfrau, der Gottesmutter, ein geweihtes Heim errichtete; die byzantinischen Maleereien, welche an den erhaltenen Mauerresten der Cella sichtbar sind, legen beredtes Zeugnis dafür ab. Später, unter türkischer Herrschaft, hielt der Islam hier seinen Einzug; aus der Kirche wurde eine Moschee, was wohl viele Veränderungen in der inneren Konstruktion nach sich zog, den äußeren Eindruck aber im großen und ganzen unbehelligt ließ. Nach alledem aber erreichte das verfolgende Schicksal Athen im Jahre 1687 durch die Belagerung der vereinigten europäischen Streitkräfte unter der Führung Venedigs. Als die Propyläen bei dem Ansturm der Belagerer bereits in Trümmer gesunken waren, ließ der türkische Befehlshaber seinen Schießpulvervorrat in den Parthenon bringen; der Feind erfuhr davon, und ein braunschweigischer Artillerieleutnant — nur insofern glücklicher als Herostratos, als sein Name der Nachwelt nicht erhalten blieb — ließ eine wohlgezielte Bombe mitten in den Wunderbau des Iktinos und Kallikrates fliegen. Die Explosion des Schießpulvers verursachte eine furchtbare Verheerung, der ganze mittlere Teil des Bauwerkes wurde vollständig zerstört, und der weiteren Vernichtung waren nun alle Wege geöffnet. Die Heldentaten der europäischen Liga waren aber damit nicht beendet. Als sie sich in ihrer kurzlebigen athenischen Herrschaft bedroht fühlten, wollte sich Morosini, der venetianische Heerführer, wenigstens ein Erinnerungszeichen sichern; der grimme Poseidon und die sich bäumenden Marmorrosse der Pallas Athene aus dem Timpanon des westlichen Giebels sollten nach Venedig versandt werden. Morosinis Leute brachten es wohl zustande, die betreffenden Marmorfiguren aus ihrem Standorte zu stemmen, als sie aber in die Tiefe gesenkt werden sollten, versagte die Sachverständigkeit der Betrauten, und zum größeren Ruhme Venedigs stürzten die Kunstschatze in die Tiefe, in Stücke zerschellend.

Die Plünderung setzte mit größerem Erfolge das XIX. Jahrhundert fort, obzwar nicht geleugnet werden kann, daß im Laufe desselben alle bedeutenden europäischen Nationen nach ihrer Weise bemüht waren, die antiken Kunstschatze Griechenlands ans Tageslicht zu fördern und in Sicherheit zu bringen. Die Franzosen ließen hauptsächlich in Delphi Ausgrabungen vornehmen, die Deutschen in Olympia, selbst die Amerikaner in Korinth; alle diese Nachforschungen bereicherten Griechenland; natürlich dienten sie aber in demselben Maße zur Erbauung der ganzen gebildeten Welt. Die Engländer indessen begingen ganz einfach Raub, oder, gelinder gesprochen, sie nahmen mit nach Hause, wessen sie habhaft werden konnten. Zu

ihrer Entschuldigung mag dienen, daß damals, als Lord Elgin das British Museum mit den schönsten Überresten der Akropolis bereicherte, Griechenland unter türkischer Herrschaft stand, und daß zu dieser Zeit etwas von hier wegtragen tatsächlich so viel bedeutete, als es in Sicherheit bringen. Immerhin kann sich der heutige Besucher Athens eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren, wenn er den größten Teil des Frieses und der Metopen des Parthenons hier in Athen nur in den Gipsabgüssen des Museums betrachten kann, und wenn er an der ursprünglichen Stelle der Originale eine Karyatide des Erechtheions und den Fries des Niketempels durch Terrakottanachahmungen ersetzt findet.

All das ließe sich dennoch vergessen, wenn nur diese Marmortrümmer zu unseren Füßen sich emporrichten könnten, um ihren einstigen Platz einzunehmen. Das Erechtheion ist ja doch bis zur Höhe des Gesimses wieder errichtet, die Restaurierung der Propyläen ist in Angriff genommen, — bloß an die hehren Trümmer des Parthenons wagt niemand die Hand anzulegen... Es scheint, daß unsere Epoche sich zu epigonenhaft fühlt, um an die Vollstreckung dieser Aufgabe zu schreiten. Wenn wir an einem mondschein hellen Abend diese melancholieerfüllte Grabstätte ruhmvoller Vergangenheit aufsuchen, scheinen aus den von zauberhaftem Schimmer umflossenen Säulen die Seelen der toten Götter uns anzurufen; es ist, als ob wir händefaltend zu Pallas Athene beten müßten, sie möge die gestürzten Säulen ihres Heiligtumes wieder errichten, wenn ihre göttliche Kraft auf Erden noch nicht erloschen ist!

Wohl wird auf dem Gebiete des Parthenons mit ameisenhaftem Fleiß und Eifer geforscht, studiert und gesammelt; in dem Museum der Akropolis finden wir eine in Zeichnungen und Gipskopien dargestellte, fast vollständige Rekonstruktion der Timpanongruppen, der Metopen und der Friesreliefe. Aber diese Zusammenstellungen basieren auf noch ziemlich strittigen Prämissen.

Ach, wie ergreifend ist die unermüdliche Emsigkeit, mit welcher Menschen durch Wissen, Fleiß und Begeisterung das Schöne wieder zu sammeln, zusammenzufügen und zu ersetzen bemüht sind, das durch ebensolche Menschenhände verwüstet wurde. Wie oft ist die Menschheit auch in diesem Falle bemüht, ihre besten sittlichen und geistigen Kräfte daran zu wenden, daß die mühelos und oft mit lauter Emphase vollzogenen Vergehungen des Leichtsinns, der Unwissenheit und Niedrigkeit gutgemacht werden.

Trotz aller Bemühungen kennen wir die Timpanongruppen der beiden Parthenonfronten nur in sehr mangelhafter Weise. Aus Beschreibungen jener Zeit wissen wir, daß die Statuengruppe der öst-

lichen Fassade die Geburt Athenes, die westliche den Kampf der Göttin mit Poseidon um die Herrschaft Attikas und ihren Sieg über den Meergott darstellte. Einzelne der erhaltenen Fragmente dieser Gruppen lassen die erhabene Schönheit der Gestalten vermuten; eine sichere Rekonstruktion dieser Kunstwerke aber erscheint ausgeschlossen. Entsprechend der künstlerischen Darstellung und der ihr zugrunde liegenden Mythe erringt Athena durch die Pflanzung des Ölbaumes den Sieg über Poseidon, der mit seinem Dreizack dem Gestein nur salzige Fluten zu entlocken vermag; der tiefere Sinn in dieser Entscheidung ist wohl kaum in der Gegenüberstellung und Wertung von Festlandsmacht und Seeherrschaft zu suchen, sondern viel eher in dem Sieg der erfindungsreichen, nützlichen, friedlich schaffenden Kulturarbeit über die Macht der Leidenschaft und Willkür. Es wäre dies wahrlich eine von tiefem Verständnis zeugende Erklärung für die führende Rolle Athens und für die verschwindend kleine Zahl der Griechen der ganzen barbarischen Welt gegenüber.

Die Metopen liefen oberhalb der äußeren Säulenreihe rings um das Viereck des Tempels, aber unterbrochen von den Triglyphen, so daß zur Darstellung in sich abgeschlossener Szenen nur einzelne quadratische Flächen geboten waren. Soweit wir aus den vorhandenen lückenhaften und beschädigten Überresten schließen können, zeigten die Reliefe eine Teilung in vier Gruppen, entsprechend den vier Seiten des Tempels. Sie stellten durchweg intensiv bewegte, leidenschaftliche Kämpfe dar, und zwar mit den Gyganten, den Amazonen, den Kentauren und um den Besitz Trojas; wahrscheinlich wurde die plastische Wirkung der Reliefe durch Kolorierung noch erhöht.

Dagegen bildeten die berühmten Friesreliefe des Parthenons, welche uns lückenlos erhalten blieben, eine zusammenhängende Reihenfolge, welche an den beiden Giebelfronten das Epistyl der inneren Säulenreihe, an den Längsfronten aber den oberen Rand der Cellawand umsäumte. Dieses Reliefband, welches aus der südwestlichen Ecke entsprang und, nach beiden Richtungen sich fortsetzend, an der Ostfront wieder zusammenlief, stellte den Festzug der Panathenäen dar. Bekanntlich wurde alle vier Jahre, am Geburtstage der Göttin, das alte Götterbild in der Akropolis mit einem neuen Festgewande, einem neuen Peplos bekleidet. Der Akt des Einholens und Anlegens dieses Prunkstückes bedeutete für Athen und ganz Attika den größten Festtag des Jahres, der durch Umzüge, Festspiele und Opfer gefeiert wurde. Die Schule des Pheidias hat in der Darstellung der Reitergestalten, Quadrigen, der Opfertiere, der

Opfergefäße tragenden Jünglinge und Mädchen, der Greise mit den Ölweigen, der Musikanten und der in erhabener Ruhe dem Feste beiwohnenden Götter einen abwechslungsreichen Formenschatz der rhythmisch pulsierenden Lebenserscheinungen geschaffen, aus welchem, wie aus einem unerschöpflichen Quell, die Kunst seitdem Beispiel, Formen- und Linienverständnis, Anregung und Begeisterung schöpft. Whistler, der Vater des künstlerischen Modernismus, erblickt in diesen Reliefs den Höhepunkt des Geschehens auf dem Gebiete des Schönen.

Über der inneren Säulenreihe der westlichen Front finden wir, obzwar in etwas beschädigtem Zustande, die Friesreliefs an ihrer ursprünglichen Stelle; es ist einleuchtend, wie schwer es bei der Höhe und Schmalheit der Säulenhalle gewesen sein mag, sich in den Anblick der Reliefs zu vertiefen. In diesem künstlerischen Gebaren der Griechen prägt sich eine Art selbstloser Gewissenhaftigkeit aus, mit welcher sie zur Ausschmückung solcher, dem Auge schwer zugänglicher Stellen wahre Wunderwerke verschwendet haben; wir müssen glauben, daß sie diese Kunstschatze nicht zur genießenden Erbauung der Sterblichen, sondern als Opfergaben ihrer ehrfurchterfüllten Seele geschaffen haben.

Pheidias schuf auf der Akropolis noch drei Statuen zum Ruhme Athenas, die alle verschwunden sind. Die eine war das große Götterbild, das in der Cella des Parthenons errichtet war; es bestand, wie die Zeusstatue in Olympia, aus Gold und Elfenbein, und war, nach zeitgenössischen Nachahmungen zu beurteilen, weniger in plastischen, als in soliden, massiven, architektonischen Formen ausgeführt. Das zweite Götterbild war ein nachmals in Byzanz zugrunde gegangener Erzkoloss, welcher den Propyläen gegenüber stand, und dessen wahrscheinlich vergoldete Helm- und Lanzenspitze schon vom Kap Sunion aus sichtbar war. Die dritte Statue führte als Geschenk der Lemnier den Namen Athena Lemnia.

Es ist aber ganz zweifellos, daß neben all diesen Götterbildern eigentlich bis in die späteren Zeiten der Hauptanteil des Athenenkultus jener, der Sage nach vom Himmel gefallenen Holzstatue galt, der Athena Polias, das heißt Göttin der Stadt, welche mit dem Ur-Athena-Mythus, den Namen der Pandrosos und des Erechtheus, sowie dem Erechtheion, diesem am nördlichen Rande der Akropolis liegenden, kleineren Tempel im Zusammenhange stand.

Das vielen Umwandlungen unterworfenene und schließlich dennoch unvollendet gebliebene Erechtheion vereinigt die frühesten und spätesten der auf dem Gebiete der Akropolis entstandenen architektonischen Schöpfungen, so wie es seiner Bestimmung nach die

Uranfänge und die Endentwicklung des Athena- und Poseidonkultus miteinander in Verbindung bringt.

Der Sinn des Wortes Erechtheus bedeutet ungefähr «Der Reißende», vielleicht auch «Der Erdbeben-Erregende» und die Sage benennt abwechselnd einen athenischen König der Urzeit, der nach Kekrops folgte, mit diesem Namen, oder eine im Blitzschlag vom Himmel herabgekommene Gottheit, welche in Gestalt einer in der Erde verborgenen Schlange verehrt wurde. Der Mythos schwankt auch darin, ob Pandrosos, d. h. die Ganz-Taubenetzte, welche die attische Urform der Erdgöttin zu sein scheint, die Gattin oder die Tochter des Erechtheus war? Sicher ist, daß im Laufe der Zeiten die Gestalt des Erechtheus mit Poseidon und jene der Pandrosos mit Athena identifiziert wurde, trotzdem hier, auf dem Platze des späteren Erechtheion, noch lange Zeit hindurch das Pandroseion und das Heiligtum der Athena Polias als die Heiligtümer verschiedener Kulte galten. Diese Entwicklung des Athena-Begriffes macht es uns begreiflich, daß die Göttin, welche ursprünglich einen ganz weiblichen Charakter hatte und hauptsächlich bei Frauen Gegenstand der Anbetung war, später — wie es auch die Homerische Sage zum Ausdruck bringt — immer deutlicher hervortretende männliche, kriegerische Eigenschaften aufwies und die Gestalt der kampflusterweckenden, heldenbeschirmenden Göttin annahm. Diese Wandlung gibt uns auch die Erklärung dafür, daß, während ursprünglich der Pandrosos-Athena- und Erechtheus-Poseidon-Kultus in dem gemeinsamen, nur verschiedene Zellen enthaltenden Heiligtum Platz fand, späterhin die Athena-Polias, welche die göttliche Herrschaft über Attika immer vollständiger an sich riß, ein ausschließlich ihr gewidmetes Heiligtum in Anspruch nahm; so entstand zuerst der nach seiner Länge von hundert Fuß Hekatompedon genannte Tempel und in der Folge das Parthenon genannte neue Heiligtum.

Das jetzige Erechtheion ist an der Stelle der einstigen Erechtheus- und Pandrosos-Heiligtümer und der Cella der Athena Polias entstanden und war jedenfalls für zweifachen Gottesdienst eingerichtet. In dem breiten, erkerartigen Peristyl der Nordseite ist auch jetzt noch eine Grube zu sehen, welche nicht mit Marmorfliesen bedeckt war, und über welcher sich in dem Dachwerk eine Öffnung befand. Das ist die Stelle, wo der den Erechtheus erzeugende Blitz einschlug und wo sich die Erechtheusschlange barg, welche später überall als Begleiterin Athenas auftritt, und deren Abbild auch an der Riesenstatue im Parthenon hinter dem Schilde sichtbar war. Es war sowohl bei Griechen als bei Römern übereinstimmend Sitte, vom Blitz-

schlag getroffene Stellen nicht zu bedecken; es sollte angedeutet werden, daß man den Weg der himmlischen Mächte freilasse. Die Erechtheussage verblaßte mit der Zeit, und der Mythos des Wettkampfes zwischen Athena und Poseidon um die Herrschaft über Attika, dessen Schauplatz ebenfalls hierher verlegt wurde, trat in den Vordergrund. Zu Pausanias' Zeiten hieß es bereits, daß diese rätselhafte Höhle die Stelle sei, an welcher der Dreizack Poseidons Meerwasser aus dem Boden hatte quellen lassen, und daß man bei Südwind das Brausen der Meeresfluten hier hören könne. Auch die Gabe der siegreichen Athena wurde hier verehrt; die Sage verlegt abwechselnd den Platz des mythischen Ölbaumes, welchen die Göttin gepflanzt, in den Hof des Erechtheustempels oder an die Stelle des verschwundenen Pandroseions. Als die Perser eindringen, verbrannten sie den heiligen Baum, an dem aber nach zwei Tagen bereits ein ellenlanges junges Reis hervorsproßte.

Dieses irrigerweise ausschließlich nach Erechtheus benannte, anmutige, kleine Heiligtum zeigt an dem Fries, der Türumrahmung, den zwei Säulenhallen und dem sehr populären Karyatidenerker die ganze reiche und reizvolle Pracht des ionischen Stiles, der sich hier hemmungslos entfalten konnte, da er nicht an dorische Grundformen gebunden war. Die Karyatiden, welche von den Zeitgenossen Koren, das heißt Mädchen, genannt wurden, sollten offenbar die Priesterrinnen Athenas darstellen. Der Erker, dessen Plafond die Karyatiden trugen, war auf der Grundmauer des Hekatompedon erbaut und deckte die Stiege, welche in die tiefer gelegenen, östlichen Teile des Heiligtumes führte; der Erker hatte aber auch einen dekorativen Zweck; die südliche, dem Parthenon gegenüberliegende Wand des Erechtheions, welche abweichend von den übrigen Seiten des Gebäudes weder mit einem Peristyl, noch mit Halbsäulen bedacht war, wurde durch ihn in anmutiger Weise belebt und geschmückt.

* * *

Außer den Gebäuden, welche wir in ihren Trümmern noch zu erkennen vermögen, und einigen gänzlich verschwundenen, war die Oberfläche der Akropolis in der Epoche der griechischen Glanzzeit mit einem Wald von Bildsäulen bedeckt. Es waren dies sowohl Weihgeschenke als auch zum Ruhme der Götter oder zur Verherrlichung nationaler Größen errichtete Statuen, von denen uns relativ sehr wenige und auch diese nur in verschiedenen Museen zerstreut erhalten blieben.

Die Gestalten erhoben sich meist auf hohen Säulen und Pfeilern, oder sie waren als Reliefe in Marmor ausgeführt. Da waren zu sehen:

Perseus, der die Medusa tötet; der Kampf des Theseus mit dem Minotaurus und dem Marathonischen Stier; Herakles, der die Hydra bezwingt; Phrixos, den der goldene Widder über den Hellespont nach Kolchis führt. Auf der Akropolis stand auch aus Erz gegossen eine Nachbildung des trojanischen Pferdes; selbst die aus dem Versteck hervorlugenden griechischen Helden waren dargestellt. Hier erhob sich das Standbild des Perikles, wie auch die Statue des Dichters Anakreon. König Attalos allein schenkte der Burg Athens fünfzig Bildwerke, welche die abwechslungsreichen Kämpfe der Griechen und ihrer Götter mit den Giganten, Amazonen und Barbaren darstellten, von denen wir heute nur mehr wenige Gestalten mit Sicherheit zu erkennen vermögen.

Wir verdanken es einem ganz sonderbar günstigen Zufall, daß das Museum, welches neuerdings in dem südöstlichen Winkel der Akropolis erbaut wurde, in dem Besitze einer ganzen Reihe wunderbar erhaltener Mädchenstatuen ist, welche alle von der Stätte der Akropolis herrühren und aus der ganz frühen, der sogenannten archaischen Periode der attischen Bildhauerkunst stammen. Man fand diese Marmorstatuen in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zwischen dem Steinschutt, mit welchem nach der Vertreibung der Perser zum wirksameren Schutze der Festung der Raum zwischen der Kimonschen Mauer und dem Burghügel ausgefüllt wurde. In der Hast der geschäftigen Arbeit verwendete man wahl- und skrupellos die Trümmer von Tempelruinen, Schafteile gesunkener Säulen und auch die älteren Statuen, welchen man keine besondere Bedeutung zumaß.

Dieses Vorgehen, welches zum Glück nicht die Vernichtung, sondern die Erhaltung jener Statuen im Gefolge hatte, zeigt uns ganz deutlich, daß die alten Griechen jene Bildwerke bloß als persönliche Opfergaben längst verstorbener Menschen betrachteten. Diese Statuen, welche der damals noch hauptsächlich von Frauen verehrten jungfräulichen Göttin dargebracht wurden, stellten am häufigsten junge Mädchen dar und trugen wahrscheinlich in vielen Fällen die Züge der Spenderin; jedenfalls waren diese Statuen getreue Abbilder der einstigen attischen Mädchengestalten, welche dieselben mit dem Aufputz und der Haltung darstellten, wie sie in den Heiligtümern Athens bei Opferdarbietung und religiöser Andacht üblich waren.

Diese Koren sind wahrscheinlich Produkte der von der Insel Chios stammenden, mit Paroser Marmor arbeitenden Bildhauerkunst, welche in Athen im sechsten Jahrhundert v. Chr. in Blüte stand; dieselbe benutzte, um die plastische Wirkung zu erhöhen, in aus-

giebiger Weise Farben, was an den rötlich gefärbten Haarlocken und an den Augen heute noch wahrnehmbar ist. Die leicht vorge-streckte rechte Hand fast aller dieser Koren, welche wahrscheinlich einen Granatapfel oder irgendeine andere Frucht hielt, ist leider infolge der Ungunst des Schicksals abgebrochen, aber glücklicher-weise ist bei fast allen Statuen der Kopf ziemlich unversehrt erhalten. An den Gesichtszügen ist das fast einem Grinsen ähnliche Lächeln besonders auffallend, durch welches die primitive Bildhauerkunst jener Zeit, welche Heiterkeit ohne Grimasse noch nicht darzustellen vermochte, die der Göttin — und wahrscheinlich auch den Sterb-lichen — wohlgefällige jugendliche Lebensfreude des Modelles fest-zuhalten bestrebt war.

Diese gefallsüchtige Neigung, welche schon in Haltung, Gesichts-ausdruck und in der fast koketten Gebärde, mit welcher die linke Hand die engen Rockfalten hebt, zum Ausdruck gelangt, wird noch besonders hervorgehoben durch die dieser Epoche entsprechende, prachtliebende, schon beinahe etwas frivol anmutende ionische Mode der Kleidung und Haartracht. Diese alte Bildhauerschule war be-müht, die Details der Toilette mit der Gewissenhaftigkeit und Minu-tiosität eines Modebildes wiederzugeben. Wir sehen den langen, sich weich an den Körper schmiegenden Chiton; dieser wird erst im fünften Jahrhundert v. Chr. von dem dem dorischen Geschmack besser entsprechenden, weiteren, aus Wollstoff gefertigten Chiton verdrängt, welcher die Gestalt in reicheren Falten besser umhüllte; die kräftig schwellende Büste deckt das gehäkelt scheinende Diplo-idion; das Himation ist reich gestickt; goldene Ohrgehänge, Arm-bänder und Diademe bilden den ergänzenden Schmuck; die regel-mäßig gewellte Haarkrone, die hängenden Locken verraten deut-lich künstliche Zurichtung. Alle diese Einzelheiten wirken so lebensvoll, so menschlich-unmittelbar, ja beinahe möchten wir sagen, modern auf uns, daß wir vor dieser heiteren, fast lachenden Offen-barung des ewigen Weibes betroffen stehen bleiben. Wir finden es bloß unbegreiflich, daß diese fröhlichen Lieblinge Athenas in ihren sich eng an den Körper schmiegenden Rücken den steilen Weg zur Akropolis erklimmen konnten; die einzig mögliche Erklärung ist, daß das Gewand an der Seite geschlitzt war, ein Behelf, den ja die heutige Mode sich auch schon halb und halb anzueignen scheint.

Das Museum der Akropolis eignet sich im allgemeinen hauptsäch-lich dazu, Forscher des Archaismus zu fesseln; das ist ja jetzt ohnedies Mode. So wie in dem Geschmack der Allgemeinheit der Klassizismus der Renaissance durch die Primitiven verdrängt wurde, so wendet sich jetzt nach Pheidias, Skopas und Praxiteles die Vor-

liebe der naiv-primitiven, hieratisch-steifen und herben Formensprache der anonymen Künstler der archaischen Periode zu. Schon Walter Pater gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß der lammtragende Hermes im Museum zu Athen, ganz so wie der Kalbträger der Sammlung in der Akropolis — der offenbar die Erstlinge seiner Züchterei Athena zum Opfer bringt — lebhaft an die altchristlichen und byzantinischen Darstellungen der Gestalt des «Guten Hirten» erinnern, so wie die verschnörkelten Flügel der Nike von Delos den flatternden, auf Wolkenpolstern knieenden, umbrischen Engeln füglich zum Modell gedient haben könnten.

Als die Barbaren diese Schöpfungen der alten, athenischen Bildhauerkunst zerstörten, und die Griechen selbst voll Eifer bemüht waren, die Überreste zu begraben, begann der kraftvolle Stamm der hellenischen Kunst, gleichsam als Ersatz, neue, üppigere Sprossen zu treiben. Aber welch anderes Wesen spricht aus dieser späteren Bildhauerkunst zu uns, deren wenige Original- und zahlreiche Nachahmungsprodukte in der Kulturwelt zerstreut sich unserer Beobachtung darbieten!

In der Behandlung der Formen ist mehr Schwung und Freiheit, die Auffassung ist reicher und mannigfaltiger, der Ausdruck ungleich edler, unmittelbarer und lebensvoller als an den Kunstwerken der Vorfahren.

Unter den erhaltenen Originalschöpfungen dieser neuen Kunst-epoche, welche wir in Athen sehen können, fesseln vor allem die Grabdenkmäler unsere Aufmerksamkeit, welche wir nirgends in solcher Anzahl und in solch charakteristischen Formen vorfinden wie in dem Museum zu Athen und in den Überresten jenes nach dem Dipylon genannten Friedhofes, welcher neben dem einstigen städtischen Haupttor lag.

Die Sarkophagreliefe des Museums in Konstantinopel sind wahre Wunderwerke der späteren, der Verherrlichung des Andenkens der Toten geweihten attischen Bildhauerkunst. Doch gelangt in diesen entweder rauschende Lebensfreude zum Ausdruck, oder sie bilden den Gipfelpunkt des heldenhaften Stiles wie am Sarkophag Alexanders des Großen, oder sie interpretieren das laute Pathos, wie in den Sarkophagreliefen der weinenden Frauen. Was aber im Gegensatz dazu die athenischen Denkmäler dieser Art so unendlich anziehend macht, ist die charakteristisch einfache, jeder Pose bare Innerlichkeit und Zartheit derselben; während nämlich fast alle anderen Kunstwerke griechischer Plastik dem Gottesdienste oder der Verherrlichung von Schönheit, Heldentum, Kampfesmut und im öffentlichen Leben errungener Verdienste geweiht sind, halten diese

Grabstelen fast ausschließlich die Erinnerung an das griechische Familienleben, die Poesie und Wärme des Heimes wach.

Es sind nicht durchweg erstklassige künstlerische Arbeiten, von denen wir hier sprechen; bei manchen stammt die Ausführung nicht eben von Meisterhänden, aber der Geist, die Auffassung sind überall dieselben. Die Griechen setzten einen besonderen Ehrgeiz darein, daß Verwandte und Freunde ihre Grabstätte häufig aufsuchen mögen, und bemühten sich, dieselbe anziehend zu gestalten, auch wenn sie gerade nicht in der Lage waren, die Ausschmückung des Grabes den hervorragendsten Meistern anzuvertrauen. Wir vermissen fast durchweg jenen Realismus und die Individualisierung, welche später das plastische Porträt zur Bedeutung eines selbständigen Kunstfaches emporgehoben hat, das einzige Kunstfach, in welchem bekanntlich die Römer die Griechen vielleicht einigermaßen überflügelten.

Das Motiv ist gewöhnlich dem häuslichen, dem Familienleben entnommen: Gatten, Freunde, Kinder und dienende Personen erscheinen vor uns; Freude und Kummer, Krankheit und Luxus, Jagd und häuslicher Gottesdienst, alles ist auf diesen Reliefs verewigt, ja, selbst die Haustiere fehlen nicht. Mittelpunkt der Szene ist immer die Person, deren Erinnerung das Denkmal bewahren soll, und die entweder auf einem Stuhle sitzt, seltener im Bette liegt oder sich auf die Reise zu begeben scheint. Wir sehen das Grabmal von Demetria und Pamphile, die in traulichem Gespräche über die Zukunft nachzusinnen scheinen. Hier ist die bekannte Gruppe der Hegeso, Tochter des Proxenos: die Herrin sitzt auf einem Stuhl, ihre traurig dreinblickende Dienerin bringt den Schmuckkasten herbei, welchem die Gebieterin wahrscheinlich ihr Lieblichshalsband entnimmt, vielleicht, um es auf die lange Reise mit sich zu nehmen. Oder betrachten wir das Denkmal der Gattin Agathons, Korallions, die ebenfalls auf einem Stuhle sitzt und mit so viel Innigkeit die Rechte des Gatten in ihre beiden Hände faßt, als wollte sie für die ein Leben ausfüllende, erwiesene Liebe Dank sagen, während die übrigen Familienmitglieder in schwermütiger Ergriffenheit an ihrer Seite stehen. Hier bringt man einer Frau, die grüßend mit der Hand winkt, den Säugling; dort umfaßt die Hand eines halbwüchsigen Knaben krampfhaft die Stuhllehne seiner Mutter; neben einem nackten jungen Mann von mächtigem Körperbau kauert weinend sein kleiner Bruder oder sein Kind, lauernd beobachtet der Jagdhund seine Schritte, während der alte Vater, auf seinen Stab gestützt, die Hand vor dem Munde, ihn anstarrt, als ob er noch einmal mit dem Anblicke des geliebten Sohnes die Seele erfüllen wollte. Auf einigen Denk-

mälern werden dem eine Reise Antretenden die Sandalen festgebunden, oder wir sehen Eltern von ihren Lieben Abschied nehmen und mit der Gebärde unendlicher Zärtlichkeit das Kinn oder den Kopf ihres Kindes streicheln, während das Lieblichshündchen schmeichelnd an seiner kleinen Herrin empor springt . . .

Wir fühlen angesichts aller dieser Darstellungen, daß hier der Abschied des Liebenden von seinen Geliebten ein Lebewohl vor der langen Reise in die Ewigkeit bedeutet. Und dennoch würden wir die Schauer des Vergehens und die Tragik des Scheidens vergebens in diesem Abschiede suchen; über alle diese Szenen ist eine sanfte, fast freundliche Trauer gebreitet, welche nicht das trostlose Dunkel einer ewigen Trennung zum Ausdruck bringt, sondern mit dem rosig leuchtenden Hoffnungsschimmer eines Wiedersehens verschmilzt.

Dürfen wir dem Verdachte Ausdruck verleihen, daß die künstlerische Ausdrucksfähigkeit in diesen Reliefs nicht imstande war, die stärkeren Akzente von Schmerz und Verzweiflung darzustellen? Oder wäre es die Gewohnheit, die Konvention, welche sich über die Wahl gewisser Ausdrucksformen keine Rechenschaft ablegt? Das ist schwer glaublich.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir in diesen Schöpfungen der attischen Grabmalkunst eine Offenbarung erblicken, welche uns die Auffassung jener Zeit über das Leben des Jenseits enthüllt. Vielleicht ist in dieser Offenbarung schon der Weg angedeutet, der das Seelenleben der attischen Griechen aus den sonnigheiteren, geräuschvollen, selbstgefälligen und prunkenden Erscheinungsformen der Athena-Verehrung zu dem geheimnisvollen Dämter der eleusinischen Mysterien, zu dem Demeter-Kultus führt.

III. Eleusis.

AUS Athen, und zwar dem nach den Töpfern Kerameikos benannten Stadtteile, öffneten sich zwei Tore in westlicher Richtung. Das eine, Dipylon, das heißt doppeltes Tor, genannte, führte zu dem Garten und Gymnasion, das nach seinem einstigen Besitzer Akademos Akademia hieß, und zu dem letzten Zufluchtsorte des Oidipos, dem Kolonoshügel. Das andere war das heilige Tor, durch welches zu Zeiten der großen Mysterien die andächtige Menge auf dem rechts und links mit Grabmälern gesäumten Wege von Athen nach Eleusis zog.

Auch der heute nach Eleusis führende Weg verfolgt zumeist die Spuren der einstigen heiligen Wanderungen. Unweit der Stelle, wo das Tor sich erhob, ist noch eine Gruppe antiker Grabmäler sichtbar; natürlich hat aber die Stadt unterdessen ihre Grenzen weit über das Bett des Kephisos vorgeschoben, so daß wir unsere Fahrt auf einem von Gärten, Landhäusern und Meiereien eingesäumten Wege fortsetzen. Von dem Ölbaumwalde, der einst im Osten der Stadt die attische Ebene bedeckte, in welcher die wohlthätige Gabe Athenes, der heilige Baum, in so üppiger Weise gedieh, ist kaum etwas zu bemerken.

Indem wir den Aigaleos erklimmen, weitet sich der Rundblick immer mehr, mit welchem wir das prachtvolle Bild Athens, der Akropolis und der umliegenden Hügel zu erfassen vermögen. Die alten Heiligtümer, welche sich in der Nähe dieses Weges erhoben, sind verschwunden; bloß verfallendes Gemäuer deutet ihren einstigen Platz an. Auf den nächsten Hügeln wechseln Nadelholzwäldchen mit kahlem Felsgestein ab. Die scheinbar wortarme Sprache dieser Landschaft ist dennoch eindringlich und ausdrucksvoll; mögen uns auch die Formen der Pflanzenwelt und selbst jene der Bodenbeschaffenheit sehr einfach und monoton erscheinen, wir können uns des Empfindens nicht erwehren, daß nur eine solche Szenerie der glorreichen Vergangenheit entspricht, welche uns hier übermächtig in ihrem Banne hält. Auf jenen grünen Abhängen, welche von trotzigen Felsen, üppigen Nadelwäldern und ehrwürdig alten Ölbäumen beschattet werden, spielten sich in unserer jugendlich entflammten Phantasie die Begebenheiten der Sage und der griechischen Heldenzeit ab. Nur diese wunderbar aufeinander abgetönten matten Farben, diese herb-strengen Linien, dieser Wechsel von starrem Gestein und unvergänglichem Immergrün bilden einen würdigen Rahmen zu dem

Bilde, welches uns die Geschichtschreiber und Poeten jener Zeit von dem Leben Griechenlands gezeichnet haben. Hier, wo die Natur selbst ihren Sinn in Dystichen zu erschließen scheint, dünkt uns einzig und allein die verklärende Beleuchtung der Morgenröte oder Abenddämmerung dem Charakter der Gegend angemessen.

In einer paßartigen Einsattelung der Hügel erblicken wir eine mittelalterliche Kirche mit angebautem Kloster. Diese zum Teil unversehrten, zum Teil zerfallenen Baureste byzantinischen Stiles führen den Namen Daphni. Dieses Bauwerk wurde an Stelle eines Apolloheiligtumes errichtet, diente auch als Befestigung und war später die Begräbnisstätte der fränkischen Herzoge in Athen. Der Hof ist voll mit antiken Marmor- und Steinskulpturen; das Innere der Kirche ist leer, und von dem einstigen Mosaikschmuck der Kuppel und der Wände sind nur geringe Überreste erhalten. Wir sehen ein eigentümliches Eiland im Ozean der Weltgeschichte: ein Stück Mittelalter tritt uns an jener Stätte entgegen, wo die neueste Zeit mit Eifer bemüht ist, die Spuren der ältesten zu entdecken.

Wir sind von dem Paß des Aigaleos in die Ebene hinuntergestiegen und nähern uns immer mehr der Küste. Das Meer macht hier ganz den Eindruck eines bläulichen Gebirgssees, da die Felseninsel Salamis der eleusinischen Bucht derart vorgelagert ist, daß die letztere ganz abgeschlossen erscheint. Die Bucht ist stellenweise bis zu Flußbreite eingeeengt, so daß uns anblicks dieses Gewässers die berühmte Seeschlacht von Salamis auf bedenklich kleine Maße eingeschrumpft erscheint. Die ganze Umgebung ist anmutig, still und freundlich; schon wird Eleusis, das jetzige Lefsina, sichtbar, das heute eine blühende kleine Stadt mit albanischer Bevölkerung ist. Längs des Weges sehen wir kleine, mit Schleusen versehene Teiche, welche aus dem Meere gespeist werden; das dürften die Nachkommen jener Rheittoi sein, deren Pausanias gedenkt, und in welchen zu jener Zeit den Priestern der Demeter ein besonderes Fischrecht zustand.

Denn hier gemahnt bereits alles an Demeter (Ceres); es ist ihr Feld, welches wir durchschreiten, und auf welchem sie zum ersten Male die Menschheit im Ackerbau unterwies. Die glücklichen Bewohner von Eleusis waren daher die ersten Bebauer des Bodens, und es ist wahrhaftig unbegreiflich, warum das heutige Griechenland nicht hier an dieser denkwürdigen Stätte als Erinnerungszeichen eine Musterwirtschaft errichtet, welche zur Verbesserung der ohnehin ärmlichen griechischen Bodenkultur als aneiferndes Beispiel beitragen könnte.

Wir beschleunigen unsere Schritte in der Richtung des Demeterheiligtumes, dessen Ruinen noch heute am Fuße der einstigen Akro-

polis eine erhöhte, von Mauern umsäumte, breite, befestigte Plattform bilden. Von hier öffnet sich uns eine liebliche Aussicht auf die tiefblaue Bucht, die im Hintergrunde von den schönen Konturen der sonnenbeschienenen Berge der Insel Salamis begrenzt erscheint. Dies mochte wohl die Stelle gewesen sein, an welcher Phryne, die Reize ihres Körpers der Bewunderung der versammelten Griechen preisgebend, in die Fluten des Meeres tauchte.

Am Anfange des XIX. Jahrhunderts begannen die Engländer nach dem Heiligtume von Eleusis zu forschen, das unter Theodosius II. für immer seine Pforten geschlossen hatte, später zum Teil verfiel, zum Teil in eine Festung umgewandelt wurde, um schließlich ganz vom Erdreich verschüttet zu werden. Um die sechziger Jahre legten die Franzosen einen Teil des Heiligtumes bloß; aber die systematischen Nachforschungen begannen erst zu Anfang der achtziger Jahre, als die griechische archäologische Gesellschaft und die griechische Regierung mit bedeutenden Geldopfern vor allem das Terrain durch Expropriation erwarben und die auf den Ruinen bereits erstandenen Häuser niederreißen ließen. Die bedeutendsten Verdienste erwarb sich bei diesen Arbeiten der nachmals zum Direktor der Ausgrabungen ernannte Demetrios Philios, von dem wir eine eingehende Beschreibung dieser Arbeiten besitzen, nebst einer Skizze der geschichtlichen Vergangenheit von Eleusis. Dieses Werkchen ist von um so größerem Werte, als uns von dem einstigen Eleusis detaillierte, aus jener Epoche stammende Beschreibungen, wie wir sie von den übrigen antiken griechischen Emporien besitzen, gänzlich mangeln.

Wie bei den meisten griechischen Ruinen, treten auch hier jene Partien am meisten hervor, welche aus der späteren, der römischen Periode stammen und zum Teile Umgestaltungen, zum Teile Neuschöpfungen waren. Wir überschreiten vor allem die Überreste jener beiden, zu Ehren Kaiser Hadrians errichteten Triumphpforten, welche zu dem eigentlichen Eingang des Heiligtumes, den ebenfalls an die römische Periode gemahnenden, den athenischen nicht unähnlichen großen Propyläen führen. Die Sockel der Säulenreihen und die Marmorschwellen sind noch erhalten. Den bereits ansteigenden Teil des Weges bilden die aus noch älterer Periode stammenden kleinen Propyläen. Aus diesen Säulenreihen zweigen die stellenweise zu Wällen sich verbreitenden Rundmauern und die Befestigungswerke der einst auf dem Hügel sich erhebenden Akropolis ab, so wie sich auch die ganze Umgebung des Heiligtumes an dieselben anzugliedern scheint. Wir haben Gelegenheit, an den überall zerstreuten Marmorblöcken die erhaltenen Skulpturen zu beobachten: die nabel-

artigen Anschwellungen der Metopen und das Fackel- und Ährenbundsymbold, welches an die nächtlichen Wanderungen der ihre Tochter suchenden Demeter erinnern soll.

Wir sind nun an die Stelle des Telesterions, des Tempels der Mysterien gelangt. Wir bemerken sofort, daß dieses Gebäude, welches von den Umgestaltungen der römischen Periode verschont und in seiner ursprünglichen, durch Iktinos, den Künstler des Perikleischen Zeitalters, entworfenen Gestalt erhalten geblieben ist, sich von allen anderen griechischen Tempeln — seiner eigenartigen Bestimmung entsprechend — wesentlich unterscheidet. Während jene ein längliches Viereck bildeten, ist dieses ein Quadrat; allerdings wurde später im IV. Jahrhundert durch den Baumeister Philon an der dem Meere zugewandten Seite ein Säulenportikus angebaut, welcher die nördliche und südliche Seitenlinie verlängert. In noch bedeutenderem Maße weicht die innere Struktur dieses Tempels von jener anderer, religiösen Kulte gewidmeten Bauten ab; den schon erwähnten Portikus abgerechnet, findet sich auch nicht die Spur einer umschließenden Säulenhalle oder einer abgesonderten Cella, hingegen ist die ganze Bodenfläche des Heiligtumes, an die Bauart der ägyptischen Tempel erinnernd, durch Säulenreihen gegliedert. Was uns aber am auffallendsten däucht, sind die acht Treppenstufen, welche, im Westen aus dem Felsen gemeißelt, an den anderen Seiten angebaut, das Heiligtum an allen vier Seiten umgeben. Diese Treppen dienten offenbar nicht nur zum Aus- und Eingang, sondern bildeten eher die amphitheatralisch angeordneten Sitzgelegenheiten für Zuschauer und Zuhörer. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir es hier mit einer für die zahlreiche Menge der Eingeweihten bestimmten Halle zu tun haben, welche zum Anhören und Betrachten mystischer Vorträge und Vorstellungen bestimmt war. Die Hypothese, daß die zur Betrachtung bestimmten heiligen Symbole aus unterirdischen Räumlichkeiten des Tempels der Mysterien hervorgeholt wurden, ist durch die Ausgrabungen von Eleusis vollständig widerlegt; hingegen lassen dieselben die Annahme glaubwürdig erscheinen, daß auf den sich kreuzenden Säulengängen ein Stockwerk errichtet war, auf welchem sich die erhabensten Momente der Mysterien abspielten.

Auch bei diesem Heiligtume wurde der zwischen Portikus und umgebender Burgmauer befindliche, erhöhte Platz zur Aufstellung von Statuen und Weihgeschenken benützt; in der südwestlichen Ecke des ganzen Gebietes wurde neuerdings ein Museum errichtet, welches die von hier stammenden, antiken Bronze- und Steinfunde enthält. Die wertvollsten Stücke dieser Sammlung sind jedoch bereits dem athenischen Nationalmuseum einverleibt.

Um uns von den eleusinischen Mysterien auch nur annähernd einen Begriff machen zu können, müssen wir uns vor allem den Demeter-Mythos ins Gedächtnis zurückrufen. In seiner reinsten Form erscheint er in dem Demeter-Hymnus Homers; doch haben später noch andere poetische Verwertungen desselben Themas, wie bei den Griechen jene von Kallimachos und Theokritos, bei den Römern die von Claudianus und Ovidius, durch einige Zutaten zur Ausgestaltung des Mythos beigetragen.

Persephone-Proserpina oder Korē, die Tochter des Zeus und der Demeter-Ceres, ging — wie uns die Mythe berichtet — mit den Töchtern des Okeanos auf die Wiese von Nysa, um Blumen zu pflücken. Von herrlichen Narzissen verlockt, näherten sich die Mädchen einer Stelle, an welcher plötzlich die Erde klaffend barst, und Hades-Pluto, der Gott der Unterwelt und Bruder des Zeus, auf seinem goldenen Wagen aus dem Inneren der Erde emportauchte, um Persephone zu entführen. Die verzweifelten Rufe des Mädchens flehen zu Zeus, dem Vater, um Hilfe. Aber niemand hört das entsetzenerfüllte Geschrei, nur Hekate vernimmt es in ihrer Höhle und der Sonnengott Helios, dem nichts verborgen bleibt. Endlich, als alle Berge und Wässer von dem Verzweiflungsrufe der Entführten widerhallen, dringt er auch zu Demeter, die ihr göttliches Gewand ablegt und als Vogel zur Erde niederfliegt, um hier ihr Kind zu suchen. In bitterer Klage, der Götter Speise verschmähend, irrt sie, eine brennende Fackel in der Hand, neun Tage und neun Nächte auf der Erde und über den Gewässern umher, um vergeblich die Spuren der Geraubten zu suchen; denn weder Menschen noch Vögel wissen von deren Verbleib. Endlich am zehnten Tage wendet sie sich, den Rat Hekates befolgend, an Helios und erfährt von diesem, daß Hades, und zwar im Einverständnis mit Zeus, ihre Tochter in die Unterwelt entführt habe. Darüber erbittert, verläßt Demeter den Olymp, entsagt ihrer göttlichen Schönheit und wandelt als ärmliches, altes Weib auf der Erde. Sie gelangt in ihrer schmerzlichen Wanderung nach Eleusis, wo sie unter den Zweigen eines Ölbaumes an den Ufern des Baches Parthenios den müden Gliedern Ruhe gönnt. Da kommen die Töchter des Keleos, eines der Beherrscher von Eleusis, an den Bach, um Wasser zu schöpfen; sie fragen die Göttin mitleidig, wer sie sei, und was ihre Absicht wäre. Die Befragte erzählt den Mädchen, sie stamme aus Kreta und sei den Händen von Räubern entronnen; gerne würde sie in der Stadt irgendeinen Dienst neben einem Kinde oder in einem Haushalte annehmen. Kallidike, die Tochter des Keleos, versucht sie zu trösten; bald eilt das Mädchen zu ihrer Mutter, Metaneira, heim und ruft dann mit deren Erlaubnis die arme

Flüchtige in das Haus, wo vor kurzem ein Knäblein das Licht der Welt erblickte; die Bedürftige soll die Amme des neugeborenen Knäbleins Demophoon werden. Demeter folgt dem Rufe, und als sie, geleitet von den jungen Mädchen, das Haus des Keleos betritt, verbreitet sich in demselben ein sonderbares Leuchten, während die Gestalt des Ankömmlings bis zur Decke zu reichen scheint. Man heißt die wortlose, trauernde Frau sich setzen; der Dienerin Jambe gelingt es endlich, die Trübe etwas heiterer zu stimmen und sie zur Annahme eines erfrischenden Getränkes zu veranlassen. Das der Fremden anvertraute Kind gedeiht wunderbar, trotzdem es weder Speise noch Muttermilch erhält; seine göttliche Amme bestreicht ihm den Körper mit Ambrosia und hält das Kind des Nachts ins Feuer, um ihm Unsterblichkeit zu verleihen. Metaneira faßt Verdacht gegen die geheimnisvolle Fremde, belauscht sie eines Nachts und stößt erschreckt einen Schrei aus, als sie ihr Kind im Feuer erblickt. Die erzürnte Demeter legt das Kind nieder, das nunmehr seiner Unsterblichkeit verlustig ging; um ihrem Schützling aber dennoch gottähnliches Ansehen vor den Menschen zu verleihen, entdeckt die Göttin ihr wahres Wesen und befiehlt, daß man ihr am Ufer des Kalichoros einen Tempel und Altar errichte; dann verschwindet sie. Am anderen Tage verkündet Keleos dem versammelten Volke von Eleusis den Willen der Göttin, welchem ehestens zu entsprechen des ganzen Volkes sehnlicher Wunsch ist. Kaum hat jedoch die Göttin den Einzug in ihr neues Heim gehalten, da schickt sie, vom Gram über den Verlust ihres Kindes gequält, ein schweres Verhängnis über die Menschheit: die Fruchtbarkeit der Erde er stirbt, alle Lebewesen sind vom Hungertode bedroht. Zeus selbst erfaßt Entsetzen über die Tat der gramgebeugten Göttin. Erst schickt er Iris zu Demeter, um sie zu versöhnen; doch vergeblich, denn die Verzweifelte hat beschlossen, nie mehr den Olymp zu betreten und der Erde nicht früher Fruchtbarkeit zu gewähren, als sie ihr Kind wiedergesehen hat. Da sendet der Herrscher des Olymps den Hermes zu Hades in die Unterwelt und befiehlt ihm, Persephone mit ihrer Mutter zu vereinen. Der Herr der Unterwelt fügt sich dem Gebot, läßt aber Persephone einen Granatapfel essen, bevor sie zu ihrer Mutter zurückkehrt. Der Genuß dieser Frucht zwingt sie zur Wiederkehr. Endlich findet das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter in Eleusis statt, wo beide einander in langer Erzählung über ihre vergangenen Erlebnisse berichten. Im Auftrage Zeus' erwirkt Rhea die Versöhnung der Demeter, welche in die göttliche Fügung einwilligt, daß Persephone drei Viertel des Jahres bei ihrer Mutter, ein Viertel des Jahres aber in der Unterwelt bei Hades

zubringen solle. In dem Zeitabschnitte des glückerfüllten Zusammenlebens von Mutter und Tochter blüht die Erde und beschenkt die Menschen mit Blumen, Früchten und Getreide; aber in der Zeit ihrer Trennung trauert sie unfruchtbar. Bevor Demeter in den Olymp zurückkehrt, lehrt sie die Eleusinier Triptolemos, Eumolpos und Keleos ihre heiligen Geheimnisse und Gebräuche, «welche man weder verstehen, noch erforschen, noch preisgeben darf», und welche die Eingeweihten noch hier auf Erden des Glückes teilhaftig werden lassen, während die Unwissenden auch im Jenseits nicht zu den Seligen gehören können.

Der Demeter-Mythos wurde mit allen seinen Verzweigungen ein beliebter Vorwurf der griechischen Plastik, und besonders Praxiteles wandte ihm seine Aufmerksamkeit zu. Von den Statuen und dem Reliefschmuck des eleusinischen Heiligtumes ist leider verhältnismäßig sehr wenig erhalten; das schönste von hier stammende Wahrzeichen ist das im Museum zu Athen aufbewahrte Relief, ein Gruppenbild, Demeter und Persephone sowie den jungen Triptolemos darstellend, welch letzterer von den beiden Göttinnen in die Geheimnisse des Ackerbaues eingeweiht wird. Dasselbst befindet sich auch ein anderes antikes Kunstwerk, der wunderschöne Kopf des ebenfalls dem Demeter-Mythos angehörigen Eubouleus. Wir irren kaum, wenn wir diese Perle plastischer Kunst der Meisterhand des Praxiteles zuschreiben.

Die volle Bedeutung des Mythos müssen wir aber in dem aus demselben sich entwickelnden Demeter-Kultus erblicken, welcher mit der Zeit das dominierende Element des griechischen Glaubenslebens wurde. Obzwar dieser Kultus sich auch in Athen und anderwärts verbreitete, blieb doch Eleusis der berühmteste religiöse Mittelpunkt, nicht nur kraft der Macht lokaler Erinnerungen und Beziehungen, sondern auch infolge der bei jenen einheimischen Familien erblichen Priesterwürde, deren Vorfahren gemäß der Tradition persönlich die Unterweisungen der Göttin empfangen hatten.

Die Mysterien von Eleusis, welche bei den Franzosen durch Renan, bei den Engländern durch Walter Pater zum Gegenstand eindringlicher Studien gemacht wurden, und die auch Schiller zu einem herrlichen Gedicht angeregt haben, blieben bis auf den heutigen Tag Mysterien, denn über das wahre Wesen derselben besitzen wir auch heute noch nur ganz spärliche Aufklärungen. Pausanias, der, wie es scheint, zu den Eingeweihten gehörte, äußert sich weder über die Geheimnisse des athenischen noch die des eleusinischen Heiligtumes; ein Traumbild hat ihn gewarnt, und überdies «ist es selbstverständlich, daß die Nichteingeweihten nicht erfahren dürfen, was zu sehen

ihnen ebensowenig vergönnt ist». Ob nun die gläubige Ehrfurcht vor den heiligen Geheimnissen oder die Angst vor der Lächerlichkeit die Mysten und Epopten, die Eingeweihten ersten und zweiten Grades, zu so unverbrüchlichem Schweigen veranlaßte, wer könnte das heute bestimmen. Gewiß ist, daß sich selbst in der Blütezeit der Mysterien Spötter fanden. Bekanntlich mußten Alkibiades und dessen Freunde vor dem Todesurteil fliehen, das über sie wegen Verspottung der eleusinischen Mysterien verhängt wurde. Später waren es die Kirchenväter, die über den eleusinischen Demeter-Kultus, dessen Unsittlichkeit andeutend, viel Schlimmes zu sagen wußten; allerdings sind wir berechtigt, an der Vorurteilslosigkeit dieser Zeugenschaft zu zweifeln. Jedenfalls stand es im Interesse des Christentums, das Ansehen und die suggestive Kraft der Mysterien desto mehr zu unterdrücken, je tiefer und wohltuender die Wirkung war, welche sie auf die gläubigen Teilnehmer ausübten.

Es ist zweifellos, daß bei der Elite der Griechen und Römer die eleusinischen Mysterien bis zum Anbruch der Herrschaft des Christentums in ungeteiltem großen Ansehen standen. Jedoch erfuhr ihre Bedeutung im Laufe der Zeiten gewisse Schwankungen. Es gab Perioden, wo der Kultus der Mysterien die Rückkehr zu streng religiöser Orthodoxie bedeutete; später übten das prunkvolle Zeremoniell und abergläubische Details eine große Wirkung auf die Menge aus. Immerhin bildete der Kultus der Mysterien durch neun Jahrhunderte das bedeutungsvollste Element des religiösen Lebens der Griechen, «das wahre Palladium des Heidentumes». Sein panhellenischer Charakter, der göttliche Ursprung und das Waffenstillstand gebietende Ansehen stellen ihn an Bedeutung den olympischen Spielen zur Seite.

So wie wir in dem symbolischen Sinne des Demeter-Mythos eine näherliegende, natürliche und eine entferntere, transzendente Erklärung finden, so bezogen sich auch die Lehren der Demeter zum Teil auf die Tätigkeit und die Zwecke des menschlichen Alltagslebens, zum Teil aber auf die erhabenen Geheimnisse des überirdischen Seins.

Die einfachere Deutung des Aufenthaltes der Persephone in der Unterwelt und ihrer Rückkehr in die Oberwelt bezieht sich auf den in der Erde verborgenen und keimenden Samen, der alsbald zum Sonnenlichte drängt und zur reichen Ernte wird. Mit dieser sinnbildlichen Erklärung steht die Erfindung des Ackerbaues im Zusammenhange, dessen bedeutungsvolle, weise Regeln die wohlthätige Göttin selbst den Eleusiaten zuteil werden ließ. Durch letztere wurde der Ackerbau ein Gemeingut der Menschheit, das unerschütterliche

Fundament der menschlichen Gesellschaft und der Ausgangspunkt der friedlichen und einsichtsvollen Beherrschung der Naturkräfte.

Der tiefere Sinn der Symbolik läßt in der im Herbst ersterbenden und im Frühling zu neuem Sein erwachenden Natur eine Fortsetzung des vergänglichen menschlichen Daseins nach dem Tode ahnen. Was die Göttin und später ihre Priester den Auserwählten in den Mysterien offenbarten, bezieht sich auf die Erkenntnis des überirdischen Lebens und bezweckte tröstliche Ergebung und Zufriedenheit im irdischen Dasein.

Das Mysterium stammt als religiöse Institution zweifellos aus Asien, und der primitive Kultus der Demeter als der Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin der idyllischen Freuden des Ackerbaues wurde von den einwandernden Griechen bereits mitgebracht. Die naive Ideenassoziation, daß die aufgehende Saat aus dem Inneren der Erde kommt, die Toten aber in die Unterwelt niedersteigen, hat wohl den uralten Totenkultus und die den unterirdischen Mächten dargebrachten Sühnopfer mit der Verehrung der Demeter in Verbindung gebracht, sowie in seiner Verschmelzung den poetischen Mythos von dem Raub der Korē erzeugt, welche als «schreckengebietende Persephoneia» zur Königin des Todes und der Unterwelt erhoben wurde. So können auch die Verehrung des Orpheus und der orphischen Mysterien gewissermaßen als Vorläufer der eleusinischen betrachtet werden, denn auch der göttliche Sänger war in die Unterwelt gestiegen, um seine Gattin zu suchen, und hatte Nachricht und Belehrung aus dem Hades gebracht.

Was das Demeter-Mysterium als Zeremonie und religiöse Handlung anbelangt, so haben wir in bezug auf die Äußerlichkeiten, welche sozusagen für die Öffentlichkeit bestimmt waren, genügend ausführliche Berichte; aber in bezug auf die im Telesterion hinter geschlossenen Türen sich abspielenden Vorgänge sind wir mehr oder minder auf bloße Vermutungen angewiesen.

Die erste Einweihung in die Mysterien fand zur Zeit der kleinen Feste im Frühjahr, in Athen, am Agrahügel, an den Ufern des Ilisos statt. Die Teilnehmer wurden durch diese Vorweihen in den Verband der Mysten aufgenommen und des weiteren von den Mystagogen in jenen rituellen Handlungen der Reinigung und Vorbereitung unterwiesen, auf Grund deren sie nach einem Jahre in die Reihe der Epopten erhoben wurden. Im Herbst, um die Mitte des Monats Boédromion, welcher Zeitpunkt ungefähr unserem Oktober entspricht, begannen, und zwar immer zur Zeit des Vollmondes, die großen Mysterien, während welcher ein zweimonatlicher Gottesfriede jedweden Waffenlärm verstummen ließ.

Die Oberpriester der Demeter, der Hierophant und Dadoukos, brachten in feierlicher Prozession die an die Göttin gemahnenden heiligen Reliquien aus dem eleusinischen Heiligtume nach Athen; zu ihrem Empfange zog fast die ganze Bevölkerung der Stadt eine lange Strecke des Weges dem Zuge entgegen. Die Reliquien wurden dann in dem Heiligtume unterhalb der Akropolis aufbewahrt. Die nächsten Tage waren den Werken der Reinigung gewidmet, welche hauptsächlich in Fasten und Baden im Meere bestanden.

Nach feierlichen Opferdarbietungen der athenischen Behörden begannen am sechsten Tage der Feierlichkeiten die Vorbereitungen für die große Prozession. Die Epheben, das sind die erwachsenen Jünglinge, holten in voller soldatischer Ausrüstung aus dem Eleusinion die heiligen Reliquien der Göttin ein; dann begaben sie sich nach dem Heiligtume des Jakkhos, in der Nähe des Dipylon, und brachten die myrthengeschmückte Statue des geheimnisvollen Sohnes der Göttin Demeter auf einen Wagen; von hier bewegte sich in der Abenddämmerung die zu vielen Tausenden angewachsene Volksmenge auf dem heiligen Wege nach Eleusis. Fromme Gesänge erklangen, und feierliche Opfergaben wurden von den Andächtigen in jedem am Wege befindlichen Heiligtume dargebracht.

Mit dem Einbruch der Nacht wurden die Fackeln, das Symbol der nächtlichen Wanderungen der Göttin, angezündet. Es wurde Mitternacht, bis die Träger der heiligen Reliquien ihr Ziel, Eleusis, erreichten. Schon vorher hatten die Mysteren als besonderes Erkennungszeichen ihr Haupt mit einem Myrtenkranz geschmückt und safrangelbe Bänder an den rechten Arm und das linke Bein gebunden. Im Heiligtume übernahmen die Priester die Bildnisse der Götter, und der der Ruhe geweihte Tag, welcher zur Vorbereitung für die beiden letzten bedeutsamen Tage der Mysterien diente, brach an.

Die großen Mysterien fanden eigentlich in der Nacht statt; an der ersten Zusammenkunft nahmen alle Mysteren teil, an der zweiten durften sich nur die Epopeten beteiligen. Nachdem das Heiligtum der Demeter nur 4000 Personen faßte, die Zahl der Mysteren aber anwuchs, bestimmte man im Laufe der Zeiten, daß den Zusammenkünften der letzteren mehrere Nächte gewidmet werden sollten. Den Mittelpunkt der heiligen Zeremonie bildete zweifellos die dramatische Darstellung der Geschichte der Demeter und Korē; dieselbe bestand aus bestimmten Handlungen, Schaustellungen und Worten, an welchen sich die Anwesenden in einem gewissen Grade als Mitwirkende beteiligten. Die Handlungen stellten den schicksalsgeprüften Lebenslauf der Göttinnen, den tiefen Trennungsschmerz und die

überwältigende Wiedersehensfreude dar, oder sie versinnbildlichten diese Empfindungen. Die Schaustellungen dürften sich auf das Vorweisen der in besonderen, geschlossenen Räumen aufbewahrten heiligen Gegenstände, der Hieronen, und auch auf eine Veranschaulichung des überirdischen Lebens bezogen haben. Die Worte der Zeremonie wurden zum Teil vom Hierophanten und den Priesterinnen, zum Teil von den Andächtigen selbst und wahrscheinlich in Gesangsform rezitiert; ihr symbolischer Sinn konnte nur von den Eingeweihten gedeutet werden.

Nach den Nächten der Mysterien wurden in Eleusis Wettspiele und Theatervorstellungen veranstaltet; dem Fasten folgten reichliche Festmahle. Nach beendeter Feier kehrte die ganze Menge der Andächtigen auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, die Statue des Jakkhos mit sich führend, nach Athen zurück. Bei dieser Gelegenheit war es Sitte, auf der Brücke des Kephisos vor der Stadt mit den Begegnenden, die oft Larven trugen, allerlei Kurzweil zu treiben; fröhliche Scherzworte und gegenseitige Spötteleien sollten das Andenken der munteren Jambe ehren, die einst die trauernde Göttin erheitert hatte.

Damit ist ungefähr erschöpft, was wir von den Äußerlichkeiten der eleusinischen Mysterien wissen. Wir müssen aber bedenken, daß von Pindar bis Cicero alle griechischen und römischen Philosophen und Dichter den tröstenden, erhebenden und mit dem menschlichen Geschick versöhnenden Einfluß dieser Institution des griechischen Glaubenslebens bezeugen, einen Einfluß, welcher sich den langen Wandel der Zeiten hindurch unverändert erhalten hat, und welcher in einer gewissen Klärung des Gottesbegriffes und insbesondere in der Erkenntnis der der Gerechten harrenden überirdischen Glückseligkeit und des entsprechenden Lebenswandels der Gläubigen seinen Ausdruck fand. Wir haben also nicht nur mit den fast greifbar anschaulichen Elementen der Zeremonien und Gottesdienste, sondern auch mit den Imponderabilien sinnfälliger und psychischer Wirkungen zu rechnen.

Wir müssen auch der Macht der Tradition und jener suggestiven Kraft Rechnung tragen, welche die von gemeinsamem, inbrünstigem Glaubenseifer fanatisierte Menge auf das Gefühl des einzelnen ausübt. Erwägen wir außerdem den durch langes Fasten, Schlaflosigkeit und ermüdendes Herumirren erzeugten überreizten Zustand der Nerven und die auf die Gläubigen im Telesterion hervorgerufene Wirkung der plötzlich aufleuchtenden, blendenden Helle nach den geheimnisvollen nächtlichen Wanderungen, die Wirkung der überirdisch scheinenden Stimmen, des Anblickes der Götterbilder, welche

zu sehen der großen Menge vorenthalten war, und der erschütternden Szenen des mystischen Dramas. Und schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß besonders auf den primitiven Entwicklungsstufen der menschlichen Vernunft der Wunsch und die starke Glaubenskraft tatsächlich sehen und erkennen lassen, was sie begierig sind, zu sehen und zu erkennen.

Selbst unsere nur oberflächlichen und etwas verworrenen Kenntnisse der Demeter-Mysterien lassen in auffallender Weise gewisse Ähnlichkeiten erkennen, welche auf zahlreiche Elemente des christlichen Glaubens und der christlichen Religionsübung hinweisen. Diese Ähnlichkeit gelangt vielleicht in der griechischen Kirche am prägnantesten zum Ausdruck, wo die durch die Bettelorden hervorgerufenen großangelegten Kirchengebäude fehlten und ein relativ beschränkter Raum nur einer gewissen Zahl von gewählten Eingeweihten zur Verfügung zu stehen scheint, wo überdies die in geheimnisvoller Weise hinter der Ikonostasis zelebrierten heiligen Handlungen unverkennbar auf einen mystischen Ursprung hindeuten.

Aber wir finden auch in viel universellerem Sinne verwandte Züge zwischen den Vorstellungen und Gebräuchen des eleusinischen Kultus des Heidentums und der erhabenen Gedankenwelt und dem Religionsgebrauche des Christentumes. Ist nicht die ihrer Tochter beraubte, um dieselbe sich grämende und auf ihren suchenden Irrfahrten erschöpft niedersinkende, aber selbst in ihrer Verzweigung der Menschheit noch Trost spendende Demeter eine erste, visionär aufleuchtende Verkörperung der Mater Dolorosa? Gemahnt die alljährliche, in ausbrechender Festesfreude gefeierte Wiederkehr der Persephone nicht einigermaßen an die Auferstehung Christi vom Tode? Tritt nicht die Verwandtschaft zwischen der die überirdische Seligkeit sichernden Erkenntnis der Geheimnisse der Mysterien mit der Lehre von der unersetzlichen göttlichen Gnade zutage? Und wie vielfach erinnert der ganze Verlauf des Mysteriums an die kirchliche Verherrlichung der Leiden Christi! Auf der einen Seite das mystische Drama mit seiner vielgestaltigen, sinnbildlichen Darstellung von Tod und Leben, Trauer und Freude, dann die Vorweisung der «Hieronen» vor den in extatischer Inbrunst versunkenen Gläubigen und schließlich der in der andächtigen Stille tönend empor-schwellende Gesang der Hierophanten. Auf der andern: die Karfreitagspassion mit ihren verschiedenen Gesangsstimmen, der feierlich-langsamem Entblößung des blutigen Gekreuzigten von seiner schwarzen Hülle, der theatralischen Inszenierung der Grablegung, dem heiseren Ton der Klappern, dem brausenden Glockengeläute als Ausdruck der Freude über die Auferstehung. Es ist eine Fülle

von Momenten, welche aus gleicher Quelle zu stammen scheinen! Ebenso unverkennbar ist die Ähnlichkeit zwischen den heiligen eleusinischen Wanderungen und der Urform unserer kirchlichen Umgänge, zwischen den vorbereitenden Fasten der Mysterien und unseren verschiedenen Fasten, welche ihren Höhepunkt im Karfreitag erreichen; den gemeinsamen Kollationen der Mysten und den heiligen Abendmahlen der Christenheit, den spöttischen Neckereien der nach Athen zurückkehrenden Menge mit den Begegnenden und unseren burlesken Faschingsscherzen; die Mysterien selbst sind, was Name und Gedankeninhalt anbelangt, unbedingt die Vorläufer der mittelalterlichen christlichen Mysterienspiele.

Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der Sieg des Christentums trotz der großen und tiefgehenden Veränderung, welche er anfangs durch die Macht des Wortes und Beispieles, später durch Anwendung stärkerer Mittel erzielte, keine so absolut durchgreifende Umwandlung des griechischen und römischen Seelenlebens bewirkt hat, als wir bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen geneigt sind. Während das Christentum die Traditionen der heidnischen Welt mit schonungslosem Eifer zu verfolgen schien, versäumte es nicht, gleichzeitig in weiser Erwägung der unwandelbaren, im menschlichen Wesen tief begründeten Neigungen, eine ganze Menge der auf die Seele suggestiv wirkenden, erprobten Mittel aus dem Rüstzeuge der entthronten und verbannten Götter zu entlehnen.

IV. Argolis.

DIES ist der Name der Provinz, welche, eingekeilt zwischen Korinth und Arkadien, an der nordöstlichen Ecke des Peloponnes in Gestalt eines Spornes weit in das Ägäische Inselmeer hinausragt. Ihren Namen erhielt sie von Argos, dem Enkel des Phoroneos, von dem auch Jasos und Agenor stammen. Auch die Stadt, welche heute nicht nur die Kapitale der Provinz Argolis, sondern auch die Hauptstadt der Provinz Korinth ist, verdankt ihm ihren Namen.

In die unterhalb Korinth gelegenen Kalksteinfelsen sind die Schienen der Eisenbahn eingebettet, welche, in Windungen sich schlängelnd, den Reisenden nach dem «pferdereichen» Argos oder Argolis bringt, einer der Urstätten des dorischen Stammes. Die Provinz macht auf den ersten Blick — von hier aus gesehen — den Eindruck eines länglichen Beckens, das aber an einer Seite offen ist, nämlich an der nach dem Meere zu gerichteten. In dieser Richtung sehen wir auch von ferne den glänzenden Meeresspiegel. Die anderen Seiten des Beckens werden von hohen Bergen gebildet. Am höchsten ist der Hagios Elias — einst Arachnaion —, das ist jene Bergspitze, von welcher ein Freudenfeuer dem Volke Agamemnons den Fall Trojas verkündete. Das erste Flammenzeichen ward auf dem Berge Ida entzündet, und von Bergspitze zu Bergspitze, von Insel zu Insel, über Länder hinweg gelangte endlich die Kunde nach Argolis. Das war die Art des Telegraphierens dazumal!

Wir befinden uns also in dem einstigen Königreiche des Agamemnon; zweifelhaft erscheint nur, ob des «Atreus Sohn, der Hirte der Völker» seinen königlichen Sitz in Mykenä, der im Grenzgebirge sich erhebenden Felsenburg, hatte, oder aber in dem in der Mitte des Landes gelegenen Argos, das von hier aus auch die Meeresküste zu beherrschen scheint. Aischylos verlegt den Schauplatz der ganzen Tragödie des heldenhaften Königs nach Argos, Sophokles und Euripides hingegen nach Mykenä. Pausanias' Zeugenschaft tritt für Mykenä ein, wo er sogar die Stelle, an welcher der ermordete Agamemnon, und jene, an welcher Klytemnästra und Aigisthos begraben sind, bezeichnen zu können glaubt. Seinen Andeutungen folgend, deckte Schliemann im Jahre 1876 die mykenischen Gräberfunde auf, welche Einblick in eine bisher völlig unbekannte Kultur der griechischen Ureinwohnerschaft gewährten. Diese epochalen Entdeckungen Schliemanns wirkten in so befruchtender Weise auf die leidenschaft-

lich-bewegte Phantasie Gabriele d'Annunzios, daß der Schriftsteller den Hergang dieser Ausgrabungen zum Mittelpunkt seines erschütternden, obzwar ein perverses Leitmotiv behandelnden Schauspiels «Città morta» machte.

Der Reisende verläßt die Eisenbahn bei der Station Phychtia, um Mykenä zu Wagen zu erreichen. Das erste Denkmal auf seinem Wege ist das sogenannte Schatzhaus des Atreus; der Volksmund nennt es das Grab des Agamemnon. Es handelt sich zweifellos um eine Begräbnisstätte, die man für das älteste Kuppelbauwerk der Welt hielt. In unserem heutigen Sinne ist dieses ganz von der Erde bedeckte Gebäude kein Gewölbe, da die kuppelartige Form nur dadurch entsteht, daß die reihenweise übereinander gelagerten Steine ausspringend angeordnet sind und auf diese Weise der bloßliegende Teil der Steine die Kuppel bildet. Aber diese primitive Form eines Gewölbes und die zu dem großen Grabmal führenden, aus riesigen Quadersteinen geschichteten Mauern sind dennoch in ihrer Einfachheit und Ebenmäßigkeit von wunderbarer Schönheit. Wir haben die Empfindung, daß hier spielende Riesen ahnungslos ein Kunstwerk schufen. Die einstige Akropolis des zerstörten Mykenä, der wir uns jetzt nähern, ist von dem Felsengeröll des Berges kaum zu unterscheiden; erst nachdem wir eine in dieser wasserarmen Gegend ungewöhnlich reich quellende Wasserader überschritten haben und am Grunde des von den Zyklopenmauern gebildeten, schmalen Gäßchens die zum kunstgeschichtlichen Paradigma gewordenen Formen des Mykenischen Löwentores erblicken, wissen wir, daß wir vor dem Eingange der Burg Agamemnons, dem «schätzerreichen Mykenä», stehen.

Wir betrachten das auf der dreieckigen, das Tor deckenden Steinplatte in symmetrischer Starrheit zu beiden Seiten einer Säule dargestellte Löwenpaar; wir sehen die mit größter Sorgfalt, ohne irgendein Bindemittel übereinander getürmten, in regelmäßigen oder unregelmäßigen Formen bearbeiteten Felsblöcke; wir vertiefen uns in den Anblick dieser Zwingburg, welche, an die steilen Abhänge sich anschmiegend und den Gipfel des Felsens ausbauend, förmlich aus dem Berge selbst, gleichsam den Gedanken der Natur weiterentwickelnd, zur Festung geworden zu sein scheint, und wir fühlen tief erschüttert, daß wir hier dem ersten Lallen der Baukunst gegenüberstehen, in dem sich aber bereits eine mächtige Energie kundgibt. Die Sage bezeichnet Perseus als den Schöpfer dieser wirklich titanenhaften Arbeit und die unglücklichen Nachkommen des Tantalus, das dem Untergang geweihte, in blutigen Schrecken vergehende Geschlecht der Atriden als die Bewohner dieses aus Felsblöcken getürmten Heimes.

Je wuchtiger und roher uns der Bau der Felsenburg in seinen Trümmern erscheint, desto überraschender wirken die im athenischen Museum aufbewahrten, von dieser unschätzbaren Fundstätte stammenden, in ihrer Feinheit und Vollkommenheit einen hohen Grad kunstgewerblicher Kultur verratenden Gegenstände.

Einige Schritte vom Löwentor entfernt, an der Peripherie des Innenraumes der Festung gelegen, und zwar unterhalb des zu den oberen Gebäuden führenden Weges, umsäumt ein kreisförmiger Korridor, aus einer doppelten Reihe flacher, aufgestellter Steine gebildet, jene Stelle, an welcher die sogenannten Königsgräber, tiefe, viereckige Erdhöhlungen, aufgefunden wurden. Der Inhalt derselben, teilweise in seiner ursprünglichen Anordnung, ist durchwegs im athenischen Museum aufbewahrt. Aus dieser mykenischen Fundgrube stammen Skelette und Schädelüberreste; letztere waren mit einer in primitiver Weise die Gesichtszüge darstellenden Goldmaske bedeckt; daneben eine Unmasse von Schmuck, Waffenteilen und Gebrauchsgegenständen, Pokale von erstaunlicher Schönheit, Ringe, Krüge, Arm- und Stirnbänder, Helmflügel, Schwerter und Dolche. Und all diese Schätze in ihrer Gesamtheit bilden eine unerschöpfliche Fülle der auch heute noch nur zum Teile gelösten Probleme der Archäologie. Der verschiedenartige Wert der künstlerischen Bearbeitung der Gegenstände deutet auf verschiedenartige Herkunft und die seither an anderen Orten Griechenlands ans Tageslicht geförderten ähnlichen Funde heben die Hypothese, daß die ausgegrabenen Schätze von Mykenä Produkte einer streng lokalen Kultur wären, gänzlich auf und stellen auch die bisher akzeptierte Wahrscheinlichkeit in Frage, daß die von großer Kunstfertigkeit und besonders kleinplastischer Vollkommenheit zeugenden Gegenstände vielleicht aus entfernteren Ländern — etwa Phönizien — stammen dürften.

Es ist daher wohl möglich, daß sich Perrots geistvolle Behauptung, «jene maskenbekleideten Toten der Gräber von Mykenä dürften sich auch im Laufe der Geschichte nicht demaskieren», bewahrheiten wird, und daß es ein ungelöstes Rätsel bleibt, ob die Quelle jener griechischen Urkultur, welche man gewöhnlich als mykenische zu bezeichnen pflegt, in Kreta, auf den ägäischen Inseln oder in noch entfernteren Landstrichen zu suchen sei.

Immerhin können wir aber kaum Zweifel hegen, daß es sich hier um die Kultur der homerischen Urzeit handelt, und es ist durchaus nicht überraschend, daß Schliemann auf die Zeugenschaft Sophokles', Euripides' und Pausanias' sich stützend, diese Gräber für die Grabstätten des Agamemnon und seiner Schicksalsgenossen hielt.

Ich hatte Gelegenheit, von der kongenialen Witwe Schliemanns, die bei den Ausgrabungen von Mykenä tätigen Anteil nahm, einiges über die aufregungsvollen Tage der großartigen Entdeckung zu vernehmen. Ein solch unerschütterlicher Glaube, wie er Schliemann erfüllte — der jedes einzelne Detail der Gräberfunde aus den näheren Umständen der Agamemnon-Tragödie zu erklären wußte —, suggeriert fast unwiderstehlich rückhaltslose Zustimmung. Wir gedenken dabei der schönen Worte Castelars, daß Columbus Amerika nur deshalb entdeckt habe, weil er so unerschütterlich von dessen Existenz überzeugt war: «. . . wäre dieser Weltteil nicht geschaffen gewesen, so hätte Gott ihn aus den Fluten des Meeres erstehen lassen, um den starken Glauben des Columbus zu belohnen . . .»¹⁾

Wir können uns den starken Glauben Schliemanns nur durch den Zauberbann erklären, welchen Agamemnons Geschichte auf ihn ausgeübt hat. Das tragische Schicksal des heldenhaften Heerführers und Königs, so, wie wir es in der dramatischen Ausgestaltung dreier griechischer Dichter, dann in den Beschreibungen Homers, aber allen voran in dem ersten Teil der Aischylosschen Orestes-Trilogie dargestellt sehen, ist — meiner Ansicht nach — die vollendetste Tragödie, welche wir kennen.

Nach der Auffassung der Antike lenkte das Verhängnis das unheilvolle Schicksal des Agamemnon; wir können aber auch auf der Basis unserer modernen Denkgangsart die Tragik dieses Geschickes erfassen: eine überragende, obzwar mit menschlichen Schwächen behaftete Individualität gerät hauptsächlich infolge ihrer Zügellosigkeit mit der sittlichen Weltordnung in Konflikt. Dieses sind die Faktoren in Agamemnons tragischem Schicksal, das so unmittelbar mit dem Eindruck menschlicher Wahrhaftigkeit wirkt, weil die Vollzieher des Verhängnisses, so verbrecherisch sie auch scheinen, von begreiflichen menschlichen Impulsen zu ihrer Tat gedrängt werden.

Um die Entführung der Gattin des Königs Menelaos zu rächen, vereinigten sich bekanntlich die Griechen zu einem Feldzuge gegen Troja. Sie wählten den Bruder des Menelaos, Agamemnon, den König von Argos, zu ihrem Heerführer. Ihre Flotte vereinigte sich im Hafen von Aulis, um sich von hier gemeinsam gegen Troja zu wenden. Infolge der eingetretenen andauernden Windstille konnte aber die Ausfahrt nicht erfolgen. Da verkündete schließlich der Seher Kalchas dem Agamemnon, daß die Göttin Artemis, erzürnt darüber, daß der König im Jagdeifer einen ihr geweihten Hirsch getötet, die Windstille verhängt habe, und daß sie als Sühne vor-

¹⁾ Der tiefe Gedanke stammt übrigens von Schiller.

Agamemnon die Opferung seiner Tochter Iphigenie fordere. Die widerstreitenden Gefühle väterlicher Liebe und des kriegerischen Ehrgeizes kämpfen in Agamemnons Seele einen harten Kampf, bis schließlich doch letzterer siegt. Nun lockt der König unter dem Vorwande der Verlobung seine Tochter Iphigenie und seine Gattin Klytemnästra nach Aulis. Er führt das Mädchen bereits an den Opferaltar, da entführt Artemis, sich mit der Opferwilligkeit des Vaters begnügend, die Jungfrau nach Tauris, wo die Göttin dieselbe zur Priesterin bestimmt, und an ihrer Statt verblutet eine Hirschkuh auf dem Opferaltar. Immerhin ist aber Iphigenie ihren Eltern ent-rissen; dieses Opfer schlägt dem Mutterherzen Klytemnästras eine unheilbar tiefe Wunde.

Zehn Jahre währt der Kampf um Troja, während welcher Zeit Klytemnästra vergeblich den Gatten erwartet, der oft tot gesagt wird. Ihr Herz hat sich von dem Mörder ihres Kindes abgewendet, und sie erliegt den Verführungen des Aigisthos, den ein unstillbarer, von seinem Vater geerbter Rachedurst antreibt, Agamemnon zu verderben. Hatte doch einst des letzteren Vater, Atreus, dem Thyestes, dessen Sohn Aigisthos ist, die schreckliche, aus dem Fleische des eigenen Kindes bereitete Mahlzeit vorgesetzt. Der siegreiche Heerführer kehrt endlich heim, im Gefolge die schöne, mit der Gabe der Weissagung bedachte Cassandra, eine Tochter des Königs von Troja, als Sklavin mit sich führend. Agamemnons Gattin erblickt in ihr die Geliebte, und das sündig liebende Paar glaubt darum das Recht auf Blutrache zu haben. Bei dem Siegesmahle werden Agamemnon, Cassandra und deren Gefolge von den Mannen des Aigisthos getötet. Aber Elektra, die Tochter des ermordeten Königs und sein Sohn Orestes, der, dem Ruf seiner Schwester folgend, mit dem Freunde Pylades erscheint, leben noch, um in fürchterlicher Bluttat das Andenken des Vaters zu rächen und zu versöhnen. Orestes mordet die eigene Mutter, Klytemnästra, und deren Geliebten Aigisthos. Die Seherworte der sterbenden Cassandra gehen in Erfüllung:

«Es wird uns bald ein junger Rächer kommen,
Ein Sproß, der seines Vaters Mord vergilt
Mit Muttermord; ein Flüchtling kehrt er heim,
Die Sündenschuld der Seinigen zu krönen.»

*

*

*

Das einstige Reich des Agamemnon ist kaum so groß als das kleinste unserer Komitate; wir erreichen, Mykenä verlassend, indem wir zu Wagen unseren Weg über Argos verfolgen, in einigen Stun-

den das in der Mitte der Provinz an der Meeresküste gelegene Nauplia. Das heutige Argos kann uns von der einstigen Bedeutung dieser Stadt im Altertume auch nicht im entferntesten einen Begriff bieten. Über der Stadt erhebt sich eine steile Bergspitze, in der halben Höhe des Abhanges auf einer vorspringenden Felskuppe die Ruinen von Larisa tragend, welche das ganze Landgebiet viel eher zu beherrschen scheint als die verborgene Akropolis von Mykenä. Indessen erinnern die Festungsruinen von Larisa vorwiegend an die Herrschaft der Franken des Mittelalters und an die Türken einer späteren Zeit, welche hier beide auf den Spuren der antiken Überreste ein mächtiges Bollwerk schufen. An die geschwundene Größe der Griechen des Altertums gemahnen hauptsächlich die in der Umgegend der Stadt befindlichen Ruinen und ganz besonders die Überreste des antiken Theaters.

Wir wenden uns, den Weg fortsetzend, gegen die Gebirgskette des Arachnaion. Am Fuße der kahlen Berge dehnt sich ein flaches, fast tieflandartiges breites Tal aus, dessen Fruchtbarkeit uns überrascht. Wir sehen die Bauern bei der Arbeit auf dem Felde und auf ihren mit flinken Pferden bespannten hohen Karren. Gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützen sich die Männer durch ein Tuch auf dem Kopfe, ganz in derselben Weise, wie es unsere Bauern dirnen daheim tun. Diese dunklen, sonnenverbrannten, bärtigen, grimmigen Männerantlitze unter dem mädchenhaften Kopftuche machen einen recht grotesken Eindruck.

Wo der Weg nach Nauplia einbiegt, fällt uns ein niedriger, länglich hingestreckter Felsenhügel auf, dessen oberer Rand wie gemauert erscheint; das ist die Festung Tiryns, wahrscheinlich aus derselben Zeit stammend wie Mykenä, angeblich die Geburtsstadt des Herakles. Die Festung ist einer der ältesten Vertreter jener kyklopisch oder auch pelasgisch genannten Bauart, welche durch Aneinanderfügen von polygonen Felsblöcken der Mauer ihre Widerstandsfähigkeit verleiht.

Tiryns, dessen Ursprung wir füglich in das XIV. Jahrhundert v. Chr. verlegen können, und das schon zu Zeiten des Pausanias eine Ruine war, erweckte in diesem griechischen Reisenden solch rückhaltlose Bewunderung, daß er diese Überreste mit den Pyramiden Ägyptens verglich. Die Ruinen von Tiryns sind, was Bau- und Wohnart der griechischen Urzeit anbelangt, fast noch lehrreicher als jene von Mykenä, obzwar die wenigen wertvollen transportablen Funde dieser Stätte das Athenische Museum in viel geringerem Maße bereichern haben als die Schätze von Mykenä.

Wir sehen aus übereinander geschichteten Felsblöcken erbaute, ge-

deckte Korridore und Tore, wir betrachten die Überreste des Estrichs, die Spuren der stützenden Pfeiler und der ehemaligen Feuerstelle in dem Megaron, dem Männersaale der einstigen Burg; wir erkennen deutlich die Steinplatte des Baderaumes. Wenn wir nun in unserer Vorstellung all das durch die verschwundenen Holzteile ergänzen, so ersteht vor unserem geistigen Auge ein deutliches Bild des griechischen Palastes aus dem homerischen Zeitalter.

Der große Dichter liefert uns bekanntlich in seinen mit liebenswürdiger Behaglichkeit auf die kleinsten Details sich erstreckenden Schilderungen eine ganze Kulturgeschichte des griechischen Altertums. Halten wir uns an diese Schilderungen, so dürfen wir die Begebenheiten seines Epos keineswegs in die von vornehmstem Kunstgeschmack zeugenden Paläste und Hallen der späteren, prachtliebenden hellenischen Zeit verlegen. In den Überresten der Felsenburgen von Mykenä und Tiryns und nicht in den glänzenden Denkmälern der perikleischen Zeit erkennen wir jene Hallen, in welchen die Freier der Penelope schwelgten, jene Hallen, in welchen die Gäste die zum Festmahle bestimmten Tiere selbst in Stücke teilten und an der Feuerstelle brien, wo der Geruch von Blut und schmorenden Fetten die Räume erfüllte, wo qualmender Rauch die Wäfen an der Wand dunkel färbte, wo man Pflöcke in die Erde rammen konnte und achtlos Glut, Asche und die unverbrauchten Überreste der verzehrten Tiere auf die Steinfliesen fielen.

Aus den Ruinen von Tiryns eröffnet sich eine entzückende Aussicht nach dem nahe gelegenen Nauplia. Unmittelbar vor uns ist das in herrlicher Frische prangende Grün der Frühlingsvegetation von den dunklen Flecken der Zypressen unterbrochen, weiter längs des Weges erheben sich weißstämmige, dichtbelaubte Pappeln und hinter den Häuserreihen der Stadt erglänzt funkelnd das Meer, von dem sich das kühne Felsenprofil des Palamidi-Vorgebirges scharf abhebt. Den jenseitigen Rand der Bucht bilden wieder hohe Berge.

Die Stadt und die über ihr thronende Zitadelle erhielten ihren Namen von Vater und Sohn, von Nauplius und seinem heldenhaften Sohne Palamedes. Stadt und Burg liegen auf einer schmalen Landzunge, welche einen ganz ausgezeichneten, wohlgeschützten Hafen formt, der aber allerdings nur spärlich von Schiffen aufgesucht wird. Immerhin ist Nauplia trotz dieses geringen Schiffsverkehrs eine der wenigen Städte Griechenlands, die europäischen Charakter aufweisen. Nicht mit Unrecht erinnert selbst ihr Name an Neapel: die wunderschöne Bucht mit der umrandenden Gebirgskette erweckt die Erinnerung an die Heimat der Sirenen; selbst die Bursi genannte kleine Inselfestung, die sich mit ihren dräuenden mittelalterlichen

Mauern in Schußweite vom Molo aus den Meeresfluten erhebt, scheint mit dem Castello dell' Ovo oder noch mehr mit dem vor der Mündung des Sarno gelegenen Revigliano in naher Verwandtschaft zu stehen. Bei dem entzückend anmutigen Anblick des Hafens von Nauplia finden wir die griechische Sage begreiflich, welche sich an die Göttin Hera knüpft: einmal im Jahre badet die olympische Göttin hier in den Fluten des Meeres, um die jungfräuliche Schönheit ihres Körpers immer wiederzugewinnen.

Eine besondere Sehenswürdigkeit von Argolis, die Ruinen des epidaurischen Asklepios-Heiligtumes, sind trotz ihrer Nähe zur Saronischen Bucht nur von Nauplia aus zu Wagen auf einem ungefähr dreißig Kilometer langen Wege zu erreichen. Die Ruinen sind nämlich nicht auf dem Gebiete der einstigen Stadt Epidauros gelegen, sondern wir finden sie zwischen den Bergen, in einem Talkessel, der, solange er bewaldet war, sehr anmutig und lieblich gewesen sein mochte. Es ist leicht begreiflich, daß dieser geschützte Platz geeignet erschien, hier eine vielbesuchte Heilanstalt erstehen zu lassen, und als solche müssen wir uns auch dieses Hieron vorstellen, das zu seiner Glanzzeit, am Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr., nicht nur Griechenlands, sondern auch der ganzen gebildeten Welt besuchteste und am glänzendsten eingerichtete Heilanstalt war.

Asklepios (Aesculap), dessen Name schon vielsagend Retter bedeutet, war eigentlich ein Sohn dieser Gegend und der Sprößling Apollos, dem schon durch seine Geburt die Rolle eines Halbgottes, wenn auch nicht die Unsterblichkeit zugesichert war; er starb, getötet vom Blitzschlage des Zeus, bei dem Hades Klage geführt hatte, weil sich infolge von Asklepios' ausgezeichnetem ärztlichen Wirken die Zahl der in die Unterwelt Steigenden auffallend vermindert hatte. (Daß doch die heutigen Ärzte den Blitzstrahl so wenig zu befürchten scheinen!) Nach seinem Tode wurde Asklepios sowohl bei den Griechen als später auch bei den Römern als Gottheit verehrt. Seine Priester setzten die wunderbare Heilkunst fort, eigentlich blieb aber Asklepios selbst der wundertätige Arzt der Gläubigen, da er ihnen im Traume erschien und seine ärztlichen Verfügungen mitteilte. Zahlreiche Beispiele der griechischen Plastik, besonders häufig im Athenischen Museum vertreten, versinnbildlichen den Asklepios-Kultus. Die heilende Gottheit ist als bärtige, freundlich dreinblickende Männergestalt, mit gekreuzten Beinen auf den Stab mit der heraufklimmenden Schlange gestützt, dargestellt; Asklepios scheint voll Güte die ihn umringenden Männer, Frauen, Kinder und Greise zu empfangen, welche sich ihm — wie Charles Diehl treffend bemerkt — weniger mit der der Gottheit gebührenden

Ehrfurcht als mit dem rückhaltlosen Zutrauen nähern, das der mitfühlende Hausarzt zu erwecken pflegt.

Ganz nach dem Muster der modernen Heilanstalten verfügte Epidauros nicht nur über eine Fülle spezieller Heilmittel, sondern sorgte auch reichlich für Gelegenheiten zur Zerstreuung und angenehmen Betätigung der Erholungsuchenden und Gesunden. So wie man in modernen Heilanstalten mit peinlicher Sorgfalt die Toten möglichst schnell entfernt, so waren auch zur Zeit der Griechenherrschaft Unheilbarkranke aus dem Gebiet des heiligen Haines verbannt, ja — was uns noch sonderbarer dünken mag — auch schwangere Frauen durften das Heiligtum nicht betreten; es durften also hier Menschen weder geboren werden noch sterben. Erst zur Zeit der Römer wurde außerhalb des Hierons ein Asyl zu dem Zwecke errichtet, um den aus demselben Verbannten eine Zufluchtsstätte zu gewähren.

Unter den Gebäuden, welche Zwecken der Zerstreuung dienten, fällt uns vor allem das Stadion auf, eine jener seltenen, altgriechischen Wettbahnen, deren ganzes Becken zu überblicken ist, wodurch die Konstruktion wie auch die Überreste der steinernen Stufen ganz klar ersichtlich werden.

Wir können nicht umhin, beim Anblick der epidaurischen Ausgrabungen mit wärmster Anerkennung der griechischen archäologischen Gesellschaft und ihres Leiters Kavvadias zu gedenken; hier wurde — besonders in Anbetracht der bescheidenen materiellen Mittel des griechischen Staates — eine wahrhaft wunderbare Arbeit geleistet, sowohl was die zutage geförderten Überreste als auch das neuerdings geschaffene Museum anbelangt.

Zweifelloos war das großartigste aller Bauwerke von Epidauros das Theater, dessen ganz in die waldige Berglehne hineingebauter Zuschauerraum sowie auch die Orchestra standhaft den Verheerungen der Zeit getrotzt haben. Die schönen Parodoi — oder Tore —, die Skena und das Proskenion sind zum großen Teile restauriert. Die architektonische Vollkommenheit dieser Schöpfung des jüngeren Polykleitos ist eine geradezu wunderbare. Die schöne Gliederung, die Zweckmäßigkeit und ganz besonders die absolute Sicherheit, mit welcher hier für die Forderungen des Auges und Ohres durch Übersichtlichkeit und vortreffliche Akustik gesorgt ist, erwecken das Entzücken des Beschauers. Die Ausgrabung und teilweise Restaurierung dieses Kunstdenkmales ist deshalb für uns von besonderer Wichtigkeit, weil wir, aus dieser Quelle schöpfend, unsere Kenntnisse über das griechische Theater zu verbessern und zu vermehren Gelegenheit gehabt haben. Wir mußten erkennen, daß das

griechische Theater in seiner Struktur eher unserem heutigen Zirkus ähnelt; der eigentliche Schauplatz der Vorstellungen war bei den alten Griechen die vollkommen runde Orchestra, während die Skena sowie das Proskenion erst später jene Form erhielten, aus welcher sich unsere heutige Theaterbühne entwickelt hat.

Der Mittelpunkt des in der Ebene des Tales sich ausbreitenden Asklepios-Heiligtumes war der der Gottheit gewidmete, in ziemlich kleinen Maßen ausgeführte Tempel mit der sitzenden, aus Chryselephantin gearbeiteten Statue derselben. Dieser Tempel ist fast ganz zugrunde gegangen, und daß wir doch über das Entstehen seines Baues und dessen Kosten genauer orientiert sind als über welches griechische Kunstdenkmal immer, hat seine Erklärung in einer ausführlichen Steininschrift, welche bei Gelegenheit der Ausgrabungen bloßgelegt wurde.

In einiger Entfernung gelangen wir zu dem Unterbau eines rätselhaften, kleinen, runden, säulengeschmückten Gebäudes, dessen anmutvollen Oberbau wir im Museum kennen lernen. Ganz zweifellos ist dieser Bau jener «Tholos», von welchem Pausanias ebenfalls als einem Werke des Theatererbauers Polykleitos spricht, und welcher besonders durch seine dekorativen Details zu den auserlesensten Kleinodien der Blütezeit der griechischen Baukunst gehörte. Geheimnisvoll erscheint dieses Gebäude durch den unter demselben befindlichen dreifachen Rundgang, von welchem wir nicht wissen, ob er den Zwecken irgendeiner mystischen Kur diente, ob etwa die Asklepios geweihten heiligen Schlangen hier aufbewahrt wurden oder aber derselbe vielleicht eine Wasserleitung bildete, welche das zur Behandlung nötige Wasser lieferte.

Außerdem hatten auch Artemis, Aphrodite und Themis hier ihre Heiligtümer, wie auch ein Gymnasion und eine Palästra Platz fanden; innerhalb der letzteren wurde später ein kleines, gedecktes Theater, ein Odeon erbaut. Aber von sämtlichen Überresten des Hierons interessieren uns jene Fragmente am meisten, welche die Spuren des sogenannten «Abaton» bezeichnen, nämlich jener Halle, in welcher die genesungsuchenden Kranken des Asklepios-Heiligtumes auf Steinbänken aus Baumblättern bereitetem Lager in einem rituellen Schläfe die Heilmethode erträumen mußten, welche ihnen die Gesundheit zurückverlieh. Welchen Anteil an dieser Methode die Priester des Asklepios hatten, welche auf die religiös-fanatische Gläubigkeit der Menschen ein zweifellos glänzendes Geschäftsunternehmen basierten, ist schwer zu bestimmen. Der Charakter des «Abaton» erhellt am deutlichsten aus jenen in der Vorhalle des kleinen epidaurischen Museums aufgestellten, mit Inskriptionen be-

deckten Steinen; diese mögen ja gewiß in vielen Fällen ebenso wie die als Weihgeschenke dargebrachten plastischen Darstellungen geheilte Körperteile Wahrzeichen dankerfüllter Erinnerung für wirklich gelungene, sachverständige ärztliche Behandlung oder Operationen gewesen sein. Aber wir können immerhin annehmen, daß ein großer Teil dieser in Stein gehauenen Danksagungen nur eine sehr an Reklame gemahnende Auffrischung älterer Inschriften unbekanntem Ursprunges sind, so daß wahrhaftig diese ganze Sammlung den Eindruck eines Spezialmuseums für die Geschichte der Kurpfuscherei macht.

Die in den Inskriptionen verewigten, angeblich geheilten Krankheiten sind: Sterilität oder schwere Geburt, Blindheit und Lahmheit, auch Stummheit, dann Kahlheit, Wassersucht, Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen usw. Die angewandte Heilmethode ist in vielen Fällen eine natürliche und sinngemäße, z. B. Baden, Benützung von Heilwassern, gute Luft, das Vermeiden von Gemüts-erregungen, vernünftige Diät, Abreibungen, viel Bewegung im Freien, und zwar besonders barfuß. Dann gibt es aber auch Kuren, welche eklatante Beweise jener unvergänglichen menschlichen Schwachheit sind, sich gerne und leicht betören zu lassen. Wollen wir auch an die Wirkung der verwendeten Salben glauben, so ist es doch schwer, uns mit dem Gedanken zu befreunden, daß durch das Lecken des heiligen Hundes oder der heiligen Schlange des Asklepios Blindheit geheilt werden konnte. Und wie verhalten wir uns zu jenen wunderbaren Umwandlungen, welche die Besucher des Hierons, den Inschriften gemäß, im Traume durchmachten? Dem einen hat die heilende Gottheit im Traume den Bauch aufgeschnitten, den Eingeweidewurm entfernt und dann wieder den Bauch zugenäht; ja, es findet sich jemand, der im Traume nicht nur genas, sondern auch den Ringkampf erlernte, so daß er nach dem Erwachen sofort sich als Preiskämpfer meldete. Asklepios konnte auch den Fundort verlorener Gegenstände nennen und zerbrochenes Geschirr zusammenschweißen. Es bedurfte nicht einmal der persönlichen Anwesenheit des Kranken in Epidauros: er schickte jemanden an seiner Statt hin und genas daheim durch die Traumerscheinungen des Stellvertreters. Wesentlich war selbstverständlich, daß der Leidende die Kurtaxe nicht schuldig blieb, denn in solchen Fällen ereignete es sich, daß der Kranke — rückfällig wurde.

Das vor kurzem geschaffene, reichhaltige, kleine Museum enthält indessen nicht nur kulturgeschichtliche Kuriosa, sondern auch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte wertvolle Denkmale. Erst hier gelangen wir eigentlich dazu, die Außenseite der einstigen, religiösen

Zwecken dienenden Gebäude des Hierons kennen zu lernen. Die spärlichen architektonischen Überreste wurden von den Leitern des Museums in geradezu musterhafter Weise verwendet, um auf einem engbeschränkten Raume in eminent geistvoller und belehrend anschaulicher Weise die Hauptbestandteile der Tempel und des Tholos zu rekonstituieren; selbstverständlich wird der Eindruck durch die beigeestellten, rekonstruierten Zeichnungen, deren in Wirklichkeit gesehene Details das Gesamtbild beleben, noch vervollständigt. Mit diesem Museum hat die griechische archäologische Gesellschaft ihren Verdiensten, die sie sich durch die wertvolle, tüchtige, im Interesse des Asklepios-Heiligtumes geleistete Arbeit erworben hat, die Krone aufgesetzt.

Indem wir Epidauros verlassen, kehren wir auf dem einmal bereits beschrittenen, langen Wege, welcher in vielen Windungen aus dem Talkessel des einstigen Hieron erst durch das Dorf Ligurio und dann über eine hochplateauartige, unwirtliche Ebene führt, deren Halteplätze nur die hauptsächlich zum Tränken der Pferde bestimmten, einsamen, kleinen Gehöfte sind, nach Nauplia zurück. Mit Gestrüpp und Gras ärmlich bewachsene Felsen begrenzen nach rechts und links den Horizont; hie und da führt unser Weg über brückenüberwölbte, tiefe Felsschluchten, die uns den Ausblick auf die malerischen Ruinen einer anderen Brücke aus klassischer Vorzeit gewähren, wie wir ja gar oft auch die Spuren der einst gebrauchten, grünüberwucherten Straßen erkennen.

Wir finden reichlich Zeit, auf unserem Wanderwege durch diese traurige Gegend darüber nachzusinnen, welch sonderbares Interesse uns «Spätgeborene», «Überbliebene» hierher zieht und an diesen Fleck Erde fesselt, der aus den Erinnerungen seiner Vergangenheit zu leben scheint. Welche Begierde heißt uns, den Boden Italiens und Hellas' zu erforschen, heißt uns, an eine entschwundene «Frühlingsperiode der Menschheit» zu glauben, die jedem forschenden Auge im Glanze maienhafter Jugend erscheinen wird, heißt uns glauben, daß es Gesetze und Offenbarungen der Schönheit gibt, die mit dem Wechsel der Jahresmode weder ihre Gültigkeit noch ihre Wirkung verlieren?

Im Kampfe gegen das immer wieder zu neuem Leben erwachende geistige Erbe des klassischen Altertumes gab in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts der französische Romantizismus die Parole aus: Qui nous délivrera des Grecs et des Romains? Und Kaiser Wilhelm erklärte am Anfang dieses Jahrhunderts, daß er in der Schule junge Deutsche heranzuziehen wünsche und nicht junge Römer und Griechen. Seit Frary haben eine Reihe von Pädagogen Ströme von

Tinte vergossen, um die Schriftsteller toter Sprachen und Völker aus den Schulen zu verbannen und sie durch Realien und die Produkte jetzt lebender Literaturen und Schriftsteller zu ersetzen.

Wie können doch der Wert der Literatur und die Wirkung der Schule so mißdeutet werden! Als ob die Perlen klassischer Literatur ihren unverwüsthlichen Wert aus den erbarmungslosen grammatischen und poetischen Analysen der Philologieprofessoren schöpfen würden, mit denen letztere arme Studentlein quälen, von denen wohl nur ausnahmsweise einer die klassische Schönheit des Gedankens und der Form erfaßt. Ich kann meinesteils mit ruhigem Gewissen behaupten, daß mir heute jene Schöpfungen der altklassischen Literatur am wertvollsten dünken, die ich in der Schule während der sechziger Jahre infolge des häufigen Lehrplanwechsels — übersprungen habe. Die Gegner des Klassizismus und Freunde moderner Bildung mögen wohl bedenken, ob sie den Größen der neueren und allerneuesten Literatur mit dieser ausschließlichen Preisgabe an das Philologisieren der Schule einen Dienst erweisen, und ob diese literarischen Produkte wohl so unversehrt aus dieser harten Probe hervorgehen werden wie die vielverleumdeten «Alten»? Ob der leidenschaftliche Eifer, mit dem wir zum Beispiel bemüht sind, uns Shakespeares Bühnenwelt zu erschließen, nicht ein viel matterer wäre, wenn man uns seine Dramen in der Schule so zerfasert hätte, wie es mit den Werken Homers, Virgils und Horaz' geschieht? Oder sollen wir vielleicht annehmen, daß die neue Generation klüger und besser würde, wenn man sich bemühte, ihr bereits in der Schule die Weltanschauung und poetische Richtung Ibsens, Gorkijs und Shaws einzutrichtern?

Und da müssen wir ganz unwillkürlich jener modernsten Bestrebungen der Schauspielkunst gedenken, welche bezwecken, einer angeblich aus den Fesseln des Klassizismus längst erlösten oder sich zumindest erlösen wollenden Generation in möglichst getreuer Nachdichtung die mehr als 2000 Jahre alten Werke griechischer Dramenschriftsteller vorzuführen. Also das gärende, arbeitende, nutzgierige Leben selbst sucht und findet hier die unerschöpfliche Quelle nie veragender Suggestion.

Ach, die griechische Tragödie! Seit Mykenä will uns die Erinnerung an sie nicht verlassen, und wenn wir jetzt auf unserem Wanderwege die heute trostlos öde Landschaft mit einem Blicke umfassen und uns von dem strengen Ernst, der schmerzlichen Großartigkeit, dem ganzen heroischen Charakter dieser Gegend tief ergriffen fühlen, kehrt mit erneuter Intensität der Gedanke an jene Tragödien wieder, die vielleicht die leuchtendste Verkörperung griechischen

Geistes waren. Diese Tragödien bildeten die Kulminationspunkte eines langen Entwicklungsprozesses, dessen Ausgangspunkt — der Tradition und etymologischen Erläuterung gemäß — jene Tänze waren, welche die Ziegenhirten um den gebratenen Opferziegenbock — *τάδος* — aufführten; heute scheint sich die Kreislinie dieses Entwicklungsprozesses zu schließen, indem sie abermals — bei den Ziegenhirten anlangt. Ja, wahrlich, Ziegen gibt es in diesem dürrtigen Griechenland von heute in Hülle und Fülle. Claude Lorrain, der eine Landschaft ohne Ziegen sich gar nicht vorstellen konnte, hätte seine Freude daran. Zu Homers Zeiten aber verachtete man einen Fleck Erde, «der nur meckernden Ziegen Nahrung bot»; damals schätzte man das «breitgestirnte», «bedächtigt schreitende» Rind viel höher, das wir heute hier nur selten erblicken. Ich glaube, aus ganz Argolis könnte man keine Hekatombe Rinder auftreiben.

Jetzt sind hier nur Ziegen und Schafe heimisch; selbst das Geflügel ist selten und noch seltener das Borstenvieh. Und dieses letztere wirtschaftliche Faktum müssen wir selbst vom Standpunkte Homers bedauerlich finden. Also nicht nur Achill und Ajax, Agamemnon und Odysseus haben keine Nachkommen unter den heutigen Griechen, sondern auch des ehrlichen Eumeos Stamm ist erloschen? Der Dichter hat diese Gestalt seines Heldenepos mit auffallendem Wohlwollen behandelt; er weist ihm eine schöne und wichtige Rolle im Dienste seines Herren an, dem er sein Heim zurückerobern und von den lästigen Freiern säubern hilft. Mit schmückenden Beiwörtern ziert der Dichter seinen Namen; «der edle, Männer beherrschende Eumeos» — heißt es. Während Homer alle übrigen Gestalten seiner Dichtung erzählend, also in der dritten Person auftreten läßt, zeichnet er Eumeos gewöhnlich durch eine freundliche Aufforderung zum Sprechen auf: «Drauf erwidertest du, Eumeos, Hüter der Schweine.»

Niemals versäumt nämlich der Dichter, den Namen mit dem Titel «Hüter der Schweine» oder «Sauhirt» in Verbindung zu bringen; es scheint, daß dieser brave Eumeos auf seine Stellung und seinen Titel zumindest so viel hielt wie heute die... Doch lassen wir die Beziehungen zur modernen Zeit, sie sind so unerquicklich.

Immerhin müßte Eumeos, wenn er heute unter den Lebenden weilte, mit dem Beruf des Ziegenhirten vorliebnehmen; wahrscheinlich würde er jenen schäbigen Gestalten im Hirtenmantel gleichen, die an den Abhängen der rechtsseitigen Hügel, auf ihren Stab gestützt, niederwärts klettern, um ihre Herden auf die Landstraße zu treiben. Im Gegensatz zu den erbärmlichen Hirten nicken die Ziegen so würdevoll und selbstbewußt mit ihren Köpfen, als ob sie alle von jener mythologischen Mutterziege stammen würden, die einst in

diesen Bergen dem von seiner Mutter ausgesetzten Säugling Asklepios Nahrung bot. Vorsichtig schreiten die Tiere ihres Weges, den stachligen Blättern der Agave ausweichend, welche die Wiese säumt.

So riesenhafte Agaven wie hier auf dem Wege nach Nauplia habe ich noch nirgends gesehen; in der Nähe der Stadt löst nämlich mit Kornfrucht und Reben bebautes Land das Weidegebiet ab. Die Agave dient hier als lebende Hecke, welchem Zwecke sie mit den fleischig-dicken, harten, stachelbesetzten Blättern, die sich in absonderlichen Windungen gegeneinander zu drängen scheinen, vollständig entspricht. In dem spärlichen Licht der Abenddämmerung glauben wir schlängelnd sich ausbreitende, phantastische Ungeheuer zu sehen.

Wir können hier bei dieser interessanten Pflanzengattung eine biologische Erscheinung wahrnehmen, welche uns anderen Orts weniger aufzufallen pflegt. Jahre hindurch entnimmt die Agave dem Boden seine nährende Kraft, nur um Blätter zu treiben; nach dieser emsigen Arbeit scheint es, als ob die Pflanze endlich von einer Sehnsucht nach Blüten erfaßt würde. Sie sendet dann aus der Mitte ihres Blätternestes einen Blütenschaft empor, der sich bis zur Höhe eines Baumstammes entwickelt. Und dann beginnt ein wunderbares Sprossen! Unzählige, honigreiche, glockenförmige, zauberhaften Duft verbreitende Blüten bedecken den Baum. Die am Zenit ihrer Entwicklung stehende Agave verschwendet in diesem Blütenrausch ihre aufgespeicherten Kräfte, und wenn die Blumen welken, um der dattelförmigen Frucht Platz zu geben, hat auch dieses Pflanzenleben sein Ende erreicht. Die fleischigen Blätter werden faserig und schrumpfen zu morschem Holz ein, das man zerhackt und verbrennt. Wir sehen längs unseres Weges oft die dürrn Wurzeln, traurige Wahrzeichen jener verdorrten und gefällten Agaven, die in einem Aufflammen, einem Erblühen ihrer Lebenskräfte den Tod gefunden haben.

Fast will es uns bedünken, als ob dieser sonderbaren Naturerscheinung hier in Agamemnons Reiche, auf dem Boden des antiken Griechentums, ein bedeutungsvoll-tiefer Sinn innewohne. Einmal, nur ein einziges Mal, aber dann in verschwenderischer Kraftentfaltung erblühen, um dann jählings zu sterben: kann das nicht das gemeinsame, und vom Gesichtspunkte der Tragik jedenfalls das schönste Los von Pflanzen, Menschen und Nationen sein?

V. Delphi.

AUS dem Hafen von Piräus führt uns das griechische Schiff «Johannes der Täufer» durch den Kanal von Korinth nach dem Meerbusen von Salona, zum Hafen von Itea.

Unser Weg zieht an der lang hingestreckten, kahlen, felsigen Küste der Insel Salamis dahin. Während wir das Inselufer betrachten, wendet sich uns ein lebhafter, alter Herr zu und beginnt in amerikanisch-englischem Akzent und unser Interesse weit überflügelnder Ausführlichkeit den Verlauf der Schlacht von Salamis zu schildern. Wir machen später in Delphi die Bekanntschaft des redseligen alten Herrn und erfahren, daß er ein pensionierter amerikanischer Admiral ist; daher also sein das Durchschnittsmaß übersteigendes Interesse für Seegefechte.

Während wir uns dem östlichen Eingange des Kanales von Korinth nähern, gleitet ein Kahn heran, dessen Insasse darauf rechnet, aufgenommen zu werden. Das Schiff muß stoppen, was unseren Kapitän in unbändigen Zorn versetzt, denn inzwischen hat das Signalboot den Eingang zum Kanal verlegt. Am jenseitigen Ende ist nämlich ein Schiff in die Wasserstraße eingefahren, und wir müssen nun seine Durchfahrt abwarten; das bedeutet eine ungefähr halbstündige Verspätung.

Vor dem Eingang in den Kanal bevölkert sich auf einmal das Verdeck I. Klasse; es ist hier gebräuchlich, bei den interessanten Strecken der Reise die Schranken des Verdeckes aufzuheben, so daß die Reisenden II. und III. Klasse, darunter auch schmutzstarrende Bettler, auf das Vorderdeck des Schiffes gelangen können. Der Fahrpreis ist natürlich ein verschiedener, die Rechte hingegen sind dieselben; auch das ist eine Art Demokratie.

Der Kanal von Korinth bietet bei seinem Befahren einen eigentümlichen, Bewunderung und Grauen erweckenden Anblick. Auch diese Schöpfung moderner Kultur erweckt in uns das Bild öder Großartigkeit; das ist ja der Charakter der meisten modernen Kulturschöpfungen. Die nackten, gelben Felsenwände — stellenweise von Reklameanzeigen bedeckt — erheben sich, besonders in dem mittleren Teile des Weges, zu schwindelnder, beängstigender Höhe; dabei rücken die Wände ganz nahe aneinander und erscheinen so glatt geschliffen, als hätten Riesen mit einem Messer das Plateau des Isthmus bis zum Meeresspiegel hinunter durchgeschnitten. Wir atmen

erleichtert auf, wenn sich uns am jenseitigen Ausgange des Kanals das sonnig-liebliche Bild der Bucht von Korinth eröffnet, links von der trotzigen Felsspitze Akrokorinths, rechts von dem felsigen Vorgebirge des Isthmus begrenzt.

Erst nachdem wir diese Vorgebirge und das nach dem heiligen Nikolaus benannte Kap umschiff haben, eröffnet sich uns das ganze Gebirgspanorama von Boeotien, in unserer Nähe der Helikon, etwas weiter der Parnassos. Beide umhüllen ihr Haupt mit dichten Wolken-schleiern, als ob sie auch jetzt noch den Bewohnern des Himmels ein gastliches Heim gewähren und sie von den neugierigen Blicken der Erdgeborenen verschonen wollten.

Die Berge sind auch in dieser Gegend trostlos kahl; das ist freilich nicht ihre Schuld, sondern die der Menschen. Sie, die Berge, bleiben trotz ihrer Kahlheit noch immer schön. Manchmal senkt sich der dunkle Schatten einer Wolke auf einen Abhang, und wir glauben in angenehmer Selbsttäuschung ein Stück Waldes zu erblicken; doch die Wolke zieht vorüber, und wir gewahren staunend und enttäuscht, daß sie unseren Wald mit sich genommen hat.

Unser Weg mündet in die Bucht von Salona. Während wir uns bei hereinbrechender Abenddämmerung diesem Ziel nähern, bietet sich dem Auge ein berückendes Farbenspiel. Aus den blauen Fluten des Meeres glänzt uns das Spiegelbild der leuchtend-grünen Wiesen-abhänge und rötlichen Felsen entgegen, während der Reflex der Meeresfläche das Rot der Felsenwände mit einem violetten Schein bekleidet und die aus den Wolkenspalten hervorzuckenden Sonnen-peile goldig-schimmernde Oasen in die Berge zaubern.

Itea ist eine freundliche, kleine Hafenstadt, in deren Umgebung die steilen, hohen Berge etwas zurücktreten, um in der eng bemessenen Ebene einer in Griechenland ganz ungewohnten, sorgsam und intensiven Feld- und Gartenwirtschaft Platz zu geben. Das fruchtbare Tal der Chryssa, in das wir jetzt einbiegen, ist erfüllt von smaragdgrünen Gerstenfeldern und durch Kanäle sorgsam bewässerten Ölbaumpflanzungen. Unser von einem Dreigespann flinker Pferde gezogener Wagen führt uns auf ebenem Wege zwischen den Gruppen heimkehrender Arbeiter vorwärts. Es ist Ölernte; dort, auf dem Abhänge des Berges, tragen Esel die mit Oliven gefüllten Körbe in die Dörfer; zu beiden Seiten der Tiere hängt je ein vollgefüllter Korb herab, der dicht mit dem Blätterwerk des Ölbaumes bedeckt ist. Von weitem sind die aufwärts kletternden Esel kaum zu gewahren; als ob das grüne Laubwerk von selbst den Berg erklimmen würde — wir denken an Macbeths Birnamer Wald!

In einer Öffnung des Chryssatales erblicken wir noch einmal den

Gipfel des Parnassos; der Abendwind hat die Wolken zerstreut, und wir sehen das schneebedeckte Haupt des Berges. Jener sagenumspinnene Bergabhang dort hoch in den Lüften ist unser Reiseziel. Am Grate des Vorgebirges, in schwindelerregender Höhe, klebt gleich einem Schwalbenneste ein kleines Städtchen; das ist Kastri, das wir noch heute erreichen müssen!

Unser Fuhrwerk gelangt auf den weite Windungen beschreibenden Gebirgsweg; das Reisetempo wird von Schritt zu Schritt langsamer, so wie unsere Umgebung immer kahler und düsterer wird. Zwischen Felsblöcken und Steingeröll fristen nur stacheliges Gestrüpp und würzigen Duft verbreitende, wild wuchernde Blumen ihr Dasein. Aber die Pflanzen, welche bei uns daheim als Gräser am Raine wachsen, füllen hier — zu dichten Büschen erstarkt — klaffende Felsenschluchten.

Die Dämmerung senkt sich auf uns herab, wir aber streben aufwärts, als wollten wir — die Schatten fliehend — dem Lichte so lange als möglich näher sein. Tief unter uns erblicken wir die bereits dunklen Täler von Phokis, über denen, wie eine in violettes Licht getauchte Mauer, die im Norden die Bucht von Korinth begrenzenden Berge emporragen; strahlend hebt sich im Westen der goldgelbe Himmel von den gezackten Graten der violetten Berge ab. So unglaublich nahe dünkt uns die Bucht, als ob sie gleichzeitig mit uns sich erheben würde, um uns den Anblick ihrer stahlgrauen, vielverzweigten Wasserfläche zu bieten; dahinter, in duftiger Ferne, erscheinen die Berge des Peloponnes gleich hockenden Riesen, die unter bergenden Wolkendecken Mummenschanz treiben.

Wir können uns von dem Anblick nicht losreißen; das ist eines jener Bilder, von denen wir in unserer Kindheit geträumt, — und die uns dann nie erschienen sind; plötzlich tauchen sie, wenn wir längst den Zenit unseres Lebens überschritten haben, irgendwo empor, als die Vision eines vergangenen oder noch zu gewärtigenden Lebens.

Die Dämmerung umfängt uns bereits, als wir in halber Höhe des Weges das Dorf Chryso erreichen; hier werden an dem plätschernenden Marktbrunnen unsere Pferde getränkt. Das Marktleben, das wir hier zu beobachten Gelegenheit haben, ist genau so, wie es Gerhard Hauptmann, der ebenfalls hier weilte, in seinem «Griechischen Frühling» schildert. Nur daß er in den hiesigen volkstümlichen Typen viele deutsche Züge zu entdecken vermeinte, was meinen Eindrücken nach eine willkürliche Selbsttäuschung des beobachtenden Germanen ist. Ich finde — ganz im Gegenteil —, daß nirgends auf griechischem Boden so viel charakteristische Elemente des griechi-

schen Typus zu beobachten sind als hier, in der Umgebung von Delphi. Die alten Hirten, denen wir begegnen, sehen zwar zweifellos durchweg wie Banditen oder Bettler aus, dennoch könnten diese struppigen, verwilderten, sonnengebräunten Köpfe auf den Schultern eines hungergequälten, verkommenen Zeus sitzen.

Während wir Chryso hinter uns lassen und, einen kühnen Bogen beschreibend, den Reiseweg am westlichen Abhange des Berges fortsetzen, erscheint der Mond am Himmelsgewölbe, die violetten Schatten der Abenddämmerung mit traumhaft-zartem Lichtschimmer durchzitternd. Nächtliche Stille lagert über der ganzen Gegend; nur das Hufegeklapper unserer Pferde und das monotone Geräusch unseres Reisefahrzeuges stört die schwermütig-tiefe Ruhe der Gegend. Da — plötzlich — schneidet der grelle Pfiff eines Fabrikschornsteines durch die Lüfte; wir blicken überrascht umher und gewahren vor uns auf dem mondlichtbeschiedenen Abhang die nächtlich erleuchteten Fenster von Kastri und den funkensprühenden Willkommgruß aus rauchendem Fabrikschlot. Wir müssen später notgedrungen mit der kleinen Ölfabrik, welche hier in luftigen Höhen die Industrie vertritt, nähere Bekanntschaft schließen, denn es trennt sie nur ein schmales Gäßchen von dem besten, nach dem Pythischen Apollo benannten Gasthof dieses Ortes, in dem wir uns einquartieren. Wir sind aus der unmittelbaren Nähe des Meeres bis zu 580 Meter Höhe emporgestiegen, um hier die beiden wesentlichsten Vorteile eines Gebirgsortes, Ruhe und reine Luft, schmerzlich zu vermissen. Betreten wir den Balkon unseres Zimmers, so schnürt uns der Rauch und üble Geruch der kleinen Fabrik die Kehle zusammen, und unsere nächtliche Ruhe müssen wir — sonderbarerweise — der Schafzucht von Kastri zum Opfer bringen. Die wirtschaftliche Betätigung der Einwohnerschaft besteht nämlich außer der Ölerzeugung in Schafzucht und der Herstellung einer in häuslicher Regie erzeugten Kotze. Was nun die Schafe anbelangt, so scheint man sie soldatischen Exerzitien zu unterziehen und mit ihnen nächtliche Übungsmärsche zur Feststellung ihrer Leistungsfähigkeit vorzunehmen. Sonst kann ich es mir wirklich nicht erklären, warum sämtliche Schafherden von Kastri zu mitternächtlicher Stunde in wilder Hast und mit betäubendem Schellengeklingel durch die enge, steile Gasse des Ortes rasen müssen. Und da unser Gasthof überdies papierdünne Wände hat, so bereitet uns dieses nächtliche Pastorale die Illusion, als ob die Schafherden ihren Weg mitten durch unser Zimmer nehmen würden.

Doch diese kleinen Widerwärtigkeiten der Reise sind schnell vergessen, wenn wir am nächsten Morgen auf die Gasse von Kastri hinaustreten und, die letzten Häuschen hinter uns lassend, von strah-

lendem Frühlingswetter umwozt, unseren Weg nach dem einstigen Delphi nehmen. Das Felsental, das sich vor uns öffnet, bietet in seiner beklemmend-wilden Großartigkeit einen unbeschreiblichen Anblick; nur der Stift Dorés und der Pinsel Böcklins waren imstande, ähnliche Umrisse und Farben hervorzuzaubern. Wer Delphi nicht gesehen hat, kennt meiner Meinung nach den landschaftlichen Charakter Griechenlands nur sehr unvollkommen. Die ganze Geschichte Delphis taucht plötzlich in anschaulicher Klarheit vor uns empor und wird uns hier erst ganz verständlich. Dieses Panorama erweckt tatsächlich den Gedanken, daß es der Eingang in das Bereich übermenschlicher, unerbittlicher und unversöhnlicher Mächte ist, denen der Sterbliche nur angstbebend zu nahen wagt, um die Verkündigung aus einem geheimnisvollen Jenseits zu vernehmen. Selbst die einbrechenden Horden der Barbaren ergriffen hier wiederholt die Flucht, da sie schreckliche Zeichen am Himmel zu sehen wähnten.

Der Weg, welcher in östlicher Richtung aus Kastri führt, ist aus jener Bergwand gehöhlt, auf deren sanfteren Abhängen das einstige Heiligtum und auch die alte Stadt Delphi sich erhoben. Das heutige Kastri steht nämlich nicht auf seinem ursprünglichen Platze. Kastri entstand seinerzeit auf den Ruinen des Heiligtumes von Delphi und wurde durch die unter Homolles Leitung wirkende französische wissenschaftliche Expedition am Ende des XIX. Jahrhunderts expropriert und in einiger Entfernung gegen Westen aufs neue angesiedelt. Diese Expedition verausgabte hier auf die Grabungsarbeiten unter bescheidener Mitwirkung des griechischen Staates eine halbe Million Francs.

Ober- und unterhalb der Berglehne, welche die Gemeinde Kastri und die klassischen Ruinen trägt, erheben sich in fast vertikaler Richtung Felsen, eine schmale, stellenweise unergründlich tief scheinende Talschlucht bildend, in der das Wasser des Flübchens Xeropotami, einst Pleitos genannt, blinkt. Gegenüber erhebt sich der Berg Kirphis; trotzdem ein schwindelerregender Abgrund uns von ihm trennt, deucht er uns so nahe, daß wir Lust hätten, dem auf dem Zickzackpfad der Berglehne aufwärts schreitenden Hirten zuzurufen.

Wir befinden uns hier am nördlichsten Rande der Gebirgsschlucht, zu Füßen des Parnassos. Seine Gipfel verbergen die zu beiden Seiten herandrängenden, einander zugeneigten Felswälle der Phaidriaden oder der Glänzenden, wie sie im Altertume genannt wurden. In Wirklichkeit sind sie aschgrau, an den Bruchflächen hat das Gestein die Farbe morschen Holzes. Diese kahlen, steilen Felswände bieten nur in einzelnen Rissen und auf Vorsprüngen spärlich blühenden

Kräutern Zuflucht. Die einander berührenden Phaidriaden bilden eine tiefe, dunkle, mit Steingeröll erfüllte Felsspalte, aus der eine Wasserader talabwärts schleicht. Wenn die Phantasie des klassischen Griechentums angesichts dieses dräuenden Felsentores das Hervorbrechen todgieriger Ungeheuer und entsetzenerregender Drachen erwartete, darf es uns nicht wundernehmen. Die Schrecken dieser unheimlich großartigen Umgebung mögen ja zu der Sage von dem errungenen Siege Phoibos Appollos über das Ungeheuer Pytho Veranlassung geboten haben. Dieser Kampf und Sieg wurde dann der Ausgangspunkt der pythischen Apolloverehrung.

Hier befand sich auch die Kastalische Quelle, in welcher sich die prophetischer Offenbarung harrenden Andächtigen waschen mußten. Später schrieb der Volksglaube dem Wasser dieser Quelle selbst prophetische Inspiration verleihende Kraft zu. Wenige Überreste des einstigen Beckens sind jetzt noch sichtbar; etwas unterhalb dieser Stelle erhebt sich neben dem Wege eine christliche Kapelle des heiligen Johannes und ihr gegenüber ein Steinbecken neueren Datums, in das sich die reichlich fließende, einst heilige Quelle ergießt. Heute waschen hier die Bauerfrauen von Kastri ihre roten Kotzen, welche von Eseln herbefördert werden, und die von der Weide heimkehrenden Hirten tränken an der einstigen Kastalischen Quelle das Vieh.

Die Wasserader der Felsenschlucht und die Quelle vereinigen sich und nehmen ihren Lauf unterhalb des platanenbeschatteten Weges, an dem ölbaumbepflanzten Abhang vorüber, zum tiefen Tale hinab. Diese Ölbaumgärten bezeichnen heute den Platz der antiken Stadt Delphi. Auf dem Gebiete der Ausgrabungen — zu einer gewissen Zeit hieß dieses Territorium «Marmaria» — sind die Ruinen einzelner öffentlicher Gebäude noch zu erkennen. Der Boden ist mit Marmortrümmern bedeckt, von denen besonders die Überreste eines anmutigen, runden, kleinen Tempels unsere Aufmerksamkeit erwecken. Außerdem sind noch das Gymnasion, der Platz, auf welchem die Wohnhäuser der Priester standen, und der Tempel der Athene Pronaos ersichtlich. Die Säulen des letzteren wurden zwar zum großen Teile wieder aufgerichtet, sind aber vor einigen Jahren durch die von den Felswänden der Phaidriaden sich loslösenden Steinmassen zertrümmert worden. Wie wenn die Natur selbst den Schleier vergangenen Geschehens vor den Augen der Gegenwart lüften wollte, um sie zu belehren, wie hier an diesem Orte die Schöpfungen erloschener Generationen zugrunde gegangen sind.

Jenseits der Felsenschlucht, oberhalb des Weges befand sich das Heiligtum des Delphischen Orakels, das ja eigentlich der Stadt ihre

Bedeutung verlieh. Aischylos läßt am Beginne seiner «Eumeniden» Pythia, die mit Sehergabe bedachte Priesterin Apollos, selbst die Entstehung des Heiligtumes erzählen. Ursprünglich war dieser Ort, den man für den Mittelpunkt der Welt hielt, dem Kultus der Erdgöttin Gea gewidmet. Später eroberte ihn Phoibos Apollo durch die Bekämpfung des Ungeheuers Pytho und wurde der Beschützer des entstehenden Heiligtumes, dessen Bedeutung im nationalen griechischen Leben sich mit jener Olympias messen konnte.

In jenen aus dem Erdinnern strömenden Dämpfen, deren betäubende Wirkung sich in der Extase der Wahrsagung offenbarte, schien sich die Macht der Erdgöttin zu verkünden. Mit der Zeit war in dem Bewußtsein der Griechen der Begriff des Wahrsagens mit dieser heiligen Stätte so innig verflochten, daß man selbst dem Wasser der Kastalischen Quelle prophetische Gabe verleihende Kraft zuschrieb und den Sitz einer der Sybillen hierher verlegte. In primitiven Zeitaltern wurden die Wahrsagungen ausschlaggebende Faktoren in den wichtigsten politischen Angelegenheiten; ja, das Delphische Orakel gewann mit der Zeit ein derartiges Ansehen, daß nicht nur Griechen, sondern auch die Vertreter fremder, jenseits des Meeres gelegener Staaten dasselbe aufsuchten, um sich von Pythia, der Priesterin Apollos, Rats zu erholen. Das erklärt auch die Macht der Priesterschaft, in deren Händen sich die Verwaltung des Apollo-Heiligtumes befand, sowie auch den Kampf, den die Nachbarprovinzen um den Besitz des Heiligtumes führten, und welcher schließlich damit endete, daß die Körperschaft der Amphiktionen, das heißt die Vertreter des Bundes der mächtigsten griechischen Staaten, die Verwaltung des Apollo-Heiligtumes an sich nahm und hier jährlich im Frühlinge ihre Zusammenkünfte hielt. Erst von dieser Zeit an beginnt eigentlich die Blüte Delphis. Es entstanden hier Marmortempel, Hallen und Schatzhäuser zum Aufbewahren jener Weihgeschenke, die zum Danke für erteilte Prophezeiungen von den betreffenden Staaten gestiftet wurden; Theater und Wettbahnen wurden für die künstlerischen und athletischen Produktionen der pythischen Spiele erbaut. Alle die genannten Bauten fanden hier, in dieser unerreichbar scheinenden Felsenwildnis, Platz; eine Ausnahme bildete nur das für die Wagenrennen bestimmte Hippodrom, welches sich unten im Tale der Chryssa ausbreitete.

Der Temenos oder das heilige Gebiet des Apollo erstreckte sich von dem Fuße des westlichen der Phaidriaden bis zu dem heutigen Wege und bestand aus Gebäuden, welche auf dem Abhang in stufenförmiger Anordnung erbaut, gegen die Talseite untermauert und

durch den dreifach gewundenen, heute noch sichtbaren, gepflasterten, stellenweise ziemlich steilen «heiligen Weg» miteinander verbunden waren. Das ganze Gebiet war von einer hohen Mauer, die heute zum großen Teile schon verschwunden ist, umfriedet. Nur das den gymnastischen Wettspielen dienende Stadion befand sich außerhalb dieser Umfriedung. Die Ebene des Stadions und die an der Nordseite gelegenen amphitheatralisch angeordneten Sitzplätze waren unmittelbar am Fuße der Felsen, in einer die ganze Gegend kühn beherrschenden Höhe, aus dem Gestein gehauen.

Von den Gebäuden des Temenos sind fast ausnahmslos nur Teile des Unterbaues erhalten, Säulenfragmente liegen zerstreut zwischen Marmorblöcken, stellenweise von grünem Rasen bewachsen. Auch einzelne Teile der an die Berglehne sich stützenden Mauer sind noch sichtbar, ebenso das imposante Plateau, welches dem Haupttempel Apollon als Unterbau diente. Von den zahlreichen Statuen, die einst den heiligen Weg säumten, hat schon Nero viele geraubt; die übrigen, noch erhaltenen, sind in dem geräumigen Museum aufbewahrt, welches der griechische Staat — auch hier durch die Freigebigkeit des Bankiers Syngros in seinem edlen Vorhaben unterstützt — am Rande des Ausgrabungsgebietes errichten ließ. Hier befinden sich auch die erhalten vorgefundenen Reliefs der Timpanons, Metopen und Friese der Tempel und Schatzhäuser sowie eine Unmenge von Steininschriften, ungefähr 6000 an der Zahl; Delphi ist daher vom Standpunkte der Epigraphik der reichste Fundort der Welt. Die Überreste eines der geraubten Weihgeschenke, nämlich des zur Erinnerung der Schlachten von Salamis und Platäa gestifteten Erzdenkmales, sind in Konstantinopel an der Stelle des einstigen Hippodroms zu sehen. Es ist die sogenannte Schlangensäule, welche aus drei ineinander verflochtenen Schlangenleibern besteht, die einst auf ihrem Kopfe einen seitdem verloren gegangenen goldenen Dreifuß trugen. Auf den Windungen der Säule sind auch jetzt noch die Namen der Volksstämme zu lesen, welche an der Schlacht teilgenommen haben.

Während wir auf dem zweitausend Jahre alten Pflaster wandeln, suchen unsere Gedanken die Spuren jener erloschenen Geschlechter auf, die einst, die Seele von Beklemmung erfüllt, diese Pfade gegangen sind, um einen Blick in die Zukunft zu werfen, und die, erhoben oder im Gefühle der Vernichtung desselben Weges wallend, das Heiligtum verließen. Jenseits der ersten Biegung des Weges erblicken wir das heute restaurierte einstige Schatzhaus der Athener; allerdings sind die fehlenden Marmorquadern durch Tuff ersetzt, und an Stelle der im Museum aufbewahrten Friesteile befinden sich

Terrakottanachahmungen. Das kleine Haus, das einst die Trophäen der Schlacht von Marathon barg, ist trotz seiner Mängel ein wundervolles Wahrzeichen dorischen Baustiles. Es ist für die führende Rolle Athens bezeichnend, daß der sogenannte «Halos» oder die «Tenne», auf welcher die pythischen Feste abgehalten wurden, und die infolge der charakteristischen Bodenverhältnisse nicht geräumig genug sein konnte, um eine große Volksmenge zu fassen, sich gerade dem Schatzhause Athens gegenüber befand. In unmittelbarer Nähe war auch jener Portikus, der sich an eine Mauer des machtvollen Unterbaues des Apollo-Heiligtumes lehnte; hier waren seinerzeit die in athenischen Seeschlachten errungenen Trophäen öffentlich zur Schau gestellt. Drei der schönen, schlanken, ionischen Säulen des Portikus stehen noch und verraten in ihrer Anordnung, daß sie eher einen hölzernen als einen steinernen Oberbau getragen haben mochten.

Während also der geschilderte Raum zum Abhalten von Festlichkeiten diente, hatte die weiter oben erbaute Lesche der Knidier, eine Art Gesellschaftsraum, der mit wunderschönen Wandgemälden Polygnots geschmückt war und eine herrliche Aussicht auf das ganze heilige Gebiet und das Felsental bot, den Zweck, die Besucher des Heiligtumes zu geselliger Aussprache zu vereinigen.

Hinter dem Schatzhause der Athener bezeichnet eine braune Felsengruppe jene Stelle, an welcher einst der Gottesdienst zu Geas Ehren stattfand, und an welcher die delphische Sybille, die wir füglich als Priesterin der Erdgöttin betrachten können, und die Michelangelo malerisch verewigt hat, weissagte. An dieser Stelle mochten jene betäubenden Dämpfe aus dem Erdinnern gequollen sein, welche dem Munde der verzückten Priesterin die Seherworte entlockten.

Das eigentliche, oberhalb des Talos, «der Tenne», gelegene Phoibos-Apollo-Heiligtum, auf dessen mächtigem Marmorunterbau nur ganz geringe Spuren der einstigen Säulen und Mauern vorhanden sind, stammt aus dem IV. Jahrhundert und ist an Stelle der älteren, das ein Raub der Flammen geworden war, erbaut. Wir wissen, daß das Heiligtum an allen vier Seiten von Säulenreihen umgeben war, daß es eine dreiteilige Cella hatte, daß sich in dem innersten Heiligtume, dem Adyton, die aus Gold verfertigte Statue Apollos befand und auf dem östlichen Giebel die Sprüche der sieben Weisen gemeißelt waren. Wir ahnen, daß das Adyton jene Stelle war, an der zur Glanzzeit Delphis die Priesterin Pythia in klassischen Versen ihre Weissagungen verkündete. Jene aus der römischen Periode stammende Sage indessen, der zufolge der Dreifuß Pythias sich über einer, betäubende Dämpfe erzeugenden Erdspalte befand, ist

durch die gründliche Untersuchung sowohl der Ruinen als besonders des Unterbaues nicht nur nicht bekräftigt, sondern geradezu widerlegt worden. Nicht das geringste Anzeichen deutet die Möglichkeit einer derartigen Anordnung an, und so müssen wir glauben, daß die Priester Apollos durch die Verwendung wohlriechenden Räucherwerkes in dem Besucher des Heiligtumes die beabsichtigte Illusion erweckten.

Hinter dem Haupttempel befand sich das Grab und das Heiligtum von Achills sagenhaftem Sohn Neoptolemos, außerdem eine Statuengruppe, welche an die glückliche Errettung Alexanders des Großen aus den tödlichen Gefahren einer Löwenjagd gemahnte. Diese beiden Denkmale lehnten sich an die den oberen Teil des Temenos stützende Mauer. Zu diesem höheren Teile führt an der Stelle, wo einst das kleine Theater von Delphi stand, eine noch brauchbare Treppe. Zuschauerraum und Orchestra des Theaters weisen noch ihre ursprüngliche Form auf. Wer hier versuchsweise Platz nimmt, gelangt sehr rasch zu der Erkenntnis, daß dieses den Gesangs-, Flöten- und Kitharaproduktionen der pythischen Festspiele gewidmete Theater seine hervorragendste Schönheit der großartigen Szenerie verdankte, die sich oberhalb der Bühne eröffnete und von der Natur selbst gespendet war.

Die Eindrücke, welche wir auf dem Ausgrabungsgebiete selbst gewonnen haben, werden durch die Besichtigung des Museums ergänzt. Unser erster Blick gilt dem berühmtesten Fund von Delphi, der Bronzestatue des Wagenlenkers oder des Siegers vom Hippodrom. Die Gestalt, deren linker Arm fehlt, und deren rechte Hand noch ein Stückchen des Zügels hält, war die Hauptfigur der ein ganzes Gespann darstellenden Statuengruppe, von der auch noch kleinere Fragmente im Museum erhalten sind, und die einst als Geschenk Gelons, des Tyrannen von Syrakus, nach Delphi kam. Wir kennen den Schöpfer dieses Kunstwerkes nicht, doch mußte er zweifellos einer der hervorragendsten Künstler des V. Jahrhunderts v. Chr. gewesen sein. Auch die erwähnte Statue ist eines jener Wunder der griechischen Plastik, die uns immerdar mit Staunen erfüllen werden. Diese Arbeit verrät noch die ganze Unsicherheit und Unbewußtheit der archaischen Periode, sie klebt an kleinlichen Details: die Kunst war sich dessen noch nicht bewußt, daß sie auch das Höchste auszudrücken bereits fähig war. Stilisiert erscheint an der Statue nur das lange, faltige Gewand; allerdings macht es den Eindruck einer kannelierten Säule. Die Augenwimpern der Gestalt sind mit ängstlicher Genauigkeit gleich kleinen Nägeln ausgearbeitet; allerlei Naivitäten der Polychromie, wie aus Onyx und Magnesium

zusammengesetzte Augen, Zähne und Bandornamentverzierungen aus Silber, sollen zur Erhöhung der Naturtreue beitragen. Die Bedeutung dieser Einzelheiten ist natürlich eine verschwindende im Vergleich zu der packenden Lebendigkeit der Haltung, des Gesichtsausdruckes und vor allem der verblüffenden Realität, mit welcher die Beine modelliert sind. Wir vergessen, daß wir dem Resultat eines künstlerischen Schaffens gegenüberstehen und wännen, das Modell dieses dritthalb tausend Jahre alten Kunstwerkes sei erstanden. Das ganze Leben und Wesen der jugendlichen Sieger des Hippodroms, ihr charakteristisches Gebahren bis zu den intimen kleinen Posen erstekt klar und deutlich vor unserem Auge.

Die Unmittelbarkeit, mit welcher diese Bronzestatue uns den Einblick in antikes Leben vermittelt, finden wir sonst in keinem einzigen Stücke des Museums, trotzdem hier Werke plastischer Kunst, begonnen von der primitivsten Epoche bis zur späthellenischen Periode, in großen Mengen vorhanden sind. Von den Apollostatuen, mit denen einst das ganze Gebiet des Heiligtumes übersät war, sind nur die primitivsten Formen der archaischen Periode vorhanden. Hier sehen wir auch den eiförmigen, mit einem Bandnetzwerk bedeckten Marmorblock, den Omphalos, der einst den Mittelpunkt der Welt bezeichnete, und zu dessen beiden Seiten zwei Marmoradler saßen. Sie stellten die gefiederten Boten des Zeus dar, die dieser von beiden Enden der Welt aussandte, und die an jener Stelle, welche einst der Omphalos bezeichnete, zusammentrafen. Der Giebel des Schatzhauses der Knidier wurde im Museum rekonstruiert, sowie auch sämtliche Reliefe seines Frieses hier aufbewahrt sind. Das Gebäude weist die an Verzierungen etwas überreichen Formen ionischen Stiles auf, und zwar auf einer noch primitiveren Stufe, als sie zum Beispiel das Erechtheion bezeichnet. Die Karyiatiden erinnern eher an die archaischen Koren der Akropolis als an die Träger jener Erkerdecke. Die Friesreliefe stellen eine lange Reihe bewegter Kampfszenen vor. Die Begebenheiten des trojanischen Krieges, der Gigantomachie ziehen an unserem Auge vorüber; Götter beteiligen sich an dem Kampfe der Menschen, zwischen Apollo und Herakles entbrennt heldenhafter Streit um den ehernen Dreifuß von Delphi. Die Friesreliefe des griechischen Schatzhauses verkünden auch hier hauptsächlich den Ruhm des Theseus.

Wir sehen einige der Säulen, welche Weihgeschenken als Sockeldienten, in ihren ursprünglichen Maßen, so die Säule, auf welcher das Geschenk der Naxoser, die riesenhafte, sitzende Sphynx ruht; dann die messenische Nikesäule, welche der olympischen ähnlich war, und die schöne, aus verschlungenen Akanthusformen gebildete kyre-

näische, welche von tanzenden, einen Dreifuß haltenden Hesperiden gekrönt ist. Das Siegesdenkmal des Paulus Emilius weist bereits auf die Epoche der Römerherrschaft hin.

Die habsüchtige Kunstgier der römischen und byzantinischen Kaiser beraubte Delphi nur seines künstlerischen Schmuckes, die Verbreitung des Christentumes aber untergrub den antiken Götterglauben selbst, dem dieser Ort seine Bedeutung, ja seine Entstehung verdankte. Mit dem Untergang Delphis errang hier der Gedanke des Christentums in kürzester Zeit einen uneingeschränkten Sieg. Aber der tragische Kampf der alten heidnischen Götter mit dem Christentum zieht sich durch die ganze Weltgeschichte hin. Sie wurden verleugnet und vertrieben, ihre Tempel geplündert und zerstört, und dennoch sind sie zurückgekehrt: einmal in der Renaissance, und — wenn wir den Grad des entgegengebrachten Interesses als Maßstab nehmen — ein zweites Mal in der Gegenwart, allerdings nur in der kühlen Gedankenwelt der Archäologie. Man gerät in Versuchung, diese Götter, viel eher auf Grund ihrer den Jahrhunderte währenden Kampf überdauernden, lebendigen Kraft als ihrer einstigen innerlich haltlos gewordenen Götterherrschaft, für verfolgte, wirklich lebende Wesen zu halten. Und wir müssen gestehen, daß sie in diesem ihrem unverwüsthchen, posthumen Leben eigentlich sympathischer und achtungsgebietender erscheinen als sie es zur Zeit ihrer Herrschaft waren, in deren Verlauf sie, wie Heine an einer Stelle bemerkt, durch ihre Streiche unausgesetzt mit dem Strafbuch in Konflikt gerieten und ihre Übermenschlichkeit nicht so sehr durch Überwertigkeit erwiesen, als vielmehr durch die Straflosigkeit, mit der sie aller göttlichen und menschlichen Vergeltung gegenüberstanden.

In welchem Lichte erscheinen vom Standpunkte christlichen Glaubens und christlicher Moral betrachtet diese Götter, deren Urvater Uranos selbst das Opfer einer Familienrevolte wurde, und deren höchste Gottheit, Zeus, ebenfalls durch Verstoßung seines Vaters Kronos auf den olympischen Thron gelangte und nach der Auffassung der bedeutendsten griechischen Dichter nicht nur Beschützer, sondern sogar Förderer der Blutrache war. Apollo selbst, die schirmende Gottheit Delphis, legte Zeugenschaft gegen sich ab, daß er der geistige Urheber von Orestes' Muttermord sei; er war es auch, der sich die schöne trojanische Königstochter, Cassandra, als Opfer eines geheimen Liebesverhältnisses erkies, um ihr die Gabe der Weissagung zu verleihen. Und wie sollen wir jener langen Reihe von heimtückischen, hinterlistigen oder auch gewalttätigen Liebesabenteuer gedenken, an denen all diese Hauptgottheiten beteiligt

waren, und deren die Mütter gewordenen Frauen bei Homer sich brüsten, denn es war ja eine ganze Heldengeneration, die als Frucht dieser göttlichen Umarmungen den Boden Griechenlands bevölkerte. Darf es uns wundernehmen, daß dort, wo Hermes, die Gottheit, als Dieb, Betrüger und Meineidiger bekannt war, wo auf das Geheiß der Göttin Aphrodite die Gattin des Menelaos, Helena, die Geliebte des Paris wurde, daß dort auch unter den Menschen die Bande moralischer Auffassung sich lockerten, daß selbst die Besten der griechischen Gesellschaft sich schamlos jeder Art der Perversität und maßloser Völlerei ergaben? Da diese Götter selbst zeitweise als Kläger, Zeugen oder gar Angeklagte vor Gericht standen, einander bei ihrem Oberhaupt, vor dessen Ingrimme sie alle zitterten, verklagten, manchmal durch Empörung oder gar — wie der Sonnengott — durch eine Art Streik die Sanierung ihrer Beschwerden erzwingen, scheint es nicht natürlich, daß die Menschen ihre Götter schließlich als rivalisierende Mächte betrachteten, deren gegenseitige Eifersucht man klug in Berechnung zieht und zum eigenen Vorteil ausnützt, indem man die eine Gottheit gegen die andere zu Hilfe ruft, und daß diese Art Götterverehrung wahrscheinlich nicht so sehr den Gläubigen und dem Glauben Nutzen trug, als sie Anlaß zur Befruchtung der griechischen Kunst bot? Es ist nicht zu leugnen, daß die Götter der Griechen in ihrer Art und Weise, in das Schicksal der Menschen einzugreifen, abwechselnd den Eindruck ungerechtfertigter, gewalttätiger Protektion oder den erbarmungslos-grausamer Verfolgung erwecken, und daß sie diese Rollen aus bloßer Willkür zu wechseln scheinen.

Wenn wir dann trotz dieser, unserer Auffassung nach abstoßenden Lüge wieder anderen Offenbarungen begegnen, in denen die Gottheit als der Wächter höchster Gerechtigkeit oder als Beschützer der Fremden, Darbenden und Hilflosen erscheint, in denen sie mit den hervorragendsten und edelsten geistigen und körperlichen Eigenschaften bekleidet ist, so finden wir die Erklärung dafür in dem Umstand, daß der griechische Götterglaube nie in Dogmen gefaßt war, sondern sich in der reichen Phantasie des Volkes und in den Werken der Dichter, örtlichen und individuellen Einflüssen angepaßt, wechselnd weiter gestaltete. Außerdem waren aber auch die Grundlage und der Charakter des griechischen Götterglaubens von dem unseren durchaus verschieden. Der Begriff der Gottheit verflocht sich in dem Bewußtsein der Griechen mit dem einer gesteigerten Menschlichkeit; ihre Götter besaßen die Begabungen, Eigentümlichkeiten, Tugenden, Begierden und auch die Sünden der Menschen in erhöhtem Maße. Nietzsches Übermensch ist eigentlich nichts

anderes als der griechische Gottheitsgedanke in modernem Gewande.

Ganz zweifellos war die Religion der Griechen anfangs — so wie es bei allen primitiven Völkern der Fall ist — ein unverfälschter, naiver, inniger Glaube, der im Laufe der Zeiten Sache der Gewöhnung, der Konvention, der Eitelkeit und eigentlich noch weit mehr der instinktive Kultus des in der Rasse wurzelnden Schönheitsbegriffes wurde. In demselben Maße, als die Religion an Innerlichkeit einbüßte, wurde sie die Quelle wachsenden Reichtumes für Dichtkunst und bildende Künste. In dem Wettstreite architektonischer und bildnerischer Schönheit der Tempel und Statuen finden wir nur mehr sehr lose Beziehungen zu dem wahren Götterglauben. Doch ihm abtrünnig zu werden, lag ja keine Veranlassung vor, da der Kultus dieser heiteren Götter mit der Freude des Lebensgenusses so innig verschmolz und höchste Wonnen mit der Vorstellung verband, daß man durch sie die Götter ehre. Die innere Haltlosigkeit des Glaubenslebens führte dann die Menschen zur Zeit des römisch-griechischen Verfalles zu allerlei neuen, der Mode des Tages entsprechenden Religionen, so auch zum Isis- und Mithraskultus; wir können daher füglich behaupten, daß diese innere Haltlosigkeit der alten Glaubenslehre es war, welche dem Christentume vor allem die Wege ebnete. Die erhabene Lehre Christi triumphierte bei Griechen und Römern über eine bereits jeder Innerlichkeit verlustig gegangene, entartete, nach Neuerungen haschende Religion.

Es ist selbstverständlich, daß die Erlässe des Kaisers Theodosius und die Zerstörung der heidnischen Tempel noch nicht das Erlöschen der einstigen Götterherrschaft bedeuteten. Der Kampf währte noch eine geraume Weile, und zeitweise ergriff die Seelen noch Sehnsucht nach den üppig-lockenden Freuden der alten Glaubenswelt.

Es war leicht, Apollo aus Delphi zu vertreiben: sein stolzer, strahlend-schöner Marmortempel war gesunken, Erdbeben und Felsabstürze — vielleicht Zeichen rächender Vergeltung der vertriebenen Gea — beendeten die Zerstörung.

Schwerer war es indessen, Pan zu überwinden, der auch hier heimisch war; die Abhänge des Parnassos waren ja ihm geweiht. Dieser Gott wurde fast nirgends in Tempeln verehrt, sondern in Felsengrotten. Sein eigentliches Heiligtum war die große, freie, sich ewig neu gebärende, unverwüstliche Natur, und er selbst war das echtteste Sinnbild des Lebensinstinktes und der Lebenskraft, also auch der fessellosen, heidnischen Lebensfreude.

Darum mußte Pan, dieser gefährlichste aller Teufel, — sterben. Eigentlich ist es erstaunlich, daß der primitive christliche Glaube,

welcher es vorzog, die heidnischen Götter als böse Dämonen zu vertreiben, anstatt ihr Dasein auszutilgen, nicht bei allen Gottheiten zu diesem einfachen Auskunftsmittel griff, das heißt: sie nicht für tot erklärte. Diese olympischen Götter hatten ja alle so kraftvoll gelebt, waren irdischem Leben so nahe gerückt, selbst wir Modernen kennen sie ja alle so genau, ihr Äußeres, ihre Eigenschaften, ihre Handlungen und Streiche, daß es uns fast leichter fällt, an ihren Tod zu glauben, als daran, daß sie niemals existiert hätten.

Warum Pan durch diese besondere Behandlung ausgezeichnet wurde, hat aber auch eine andere Erklärung: die Sage von Pans Tode ist eigentlich heidnischen Ursprungs.

Plutarch, der lange Zeit in Delphi als Priester des Apollo lebte, und dessen unsterbliche Schriften hier unter dem überwältigenden Eindruck dieser phänomenalen Naturerscheinungen entstanden sein mochten, hinterließ uns eine Reihe moralphilosophischer Abhandlungen, die weit weniger bekannt sind als seine Lebens- und Charakterbilder, und deren eine den Titel

«Περὶ τῶν Ἐλθεδομοσίων χρηστηρίων»,

lateinisch «De defectu Oraculorum» führt, also den «Verfall der Orakel» behandelt.

In der Einleitung dieser Schrift berichtet Plutarch, daß sieben griechische Philosophen, namens Lamprias, Kleombrotos, Didymos, Philippos, Demetrios, Ammonios und Herakleon hier in Delphi zusammentrafen und an diesem Orte, an dem wir jetzt unsere Betrachtungen anstellen, auf der Lesche der Knidier, in traulich ernstem Gespräch verweilten. Es war die Stunde nach Sonnenuntergang, wenn alles zur Ruhe geht; schweigsame Schatten senkten sich auf Stadt und Heiligtum zu ihren Füßen nieder und nur mehr die Spitzen der gegenüberliegenden Berge erglänzten in rotgoldenem Schimmer.

Im Laufe des Gespräches, das sich mit der Erklärung verschiedener Naturerscheinungen befaßte, kam die Rede auch auf das gesunkene Ansehen der Orakel, an die man nicht mehr so inbrünstig glaubte wie ehemals; man beklagte den Verfall der von ihren Dämonen verlassenen Orakelheiligtümer, die vielleicht nochmals zur Blüte gelangen werden, wenn der Dämon an die einstige Stätte zurückkehrt und seine Stimme wieder erschallen wird.

Plutarch, der mit unerschütterlichem Ernst an dem reinen Glauben von ehemals festhielt und eine scharfe Polemik gegen die Irrlehren der Stoiker und Epikuräer führte, läßt seine sieben Philosophen förmlich dogmatische Auseinandersetzungen darüber halten, welcher Unterschied zwischen den Begriffen Theos, das heißt Gott, Dämon

und Heros, besteht, und was ihre Meinung über deren Unsterblichkeit oder Sterblichkeit ist. Anknüpfend an den Gegenstand der Diskussion, wird von einem der Philosophen, Philippos, eine Geschichte erzählt, welche der Vater des Rhetors Aemilianos, auf Grund der Mitteilungen von Ohrenzeugen über das Erlebnis des Epitherses berichtete. Unser früh verstorbener Dichter Julius Reviczky hat diese Erzählung zum Gegenstande eines seiner schönsten Gedichte erwählt. Besagter Epitherses nahm einst, bei Gelegenheit einer Reise, seinen Weg gegen Italien, und als das Schiff, auf welchem er sich befand, in die Nähe der unterhalb Korfu liegenden Insel Paxo kam, vernahmen die Reisenden eine Stimme von der Insel, welche Thamus beim Namen rief. Thamus, ein Ägypter, den unter den Reisenden fast niemand dem Namen nach kannte, war Steuermann des Schiffes. Er ließ den Ruf zweimal unbeantwortet verklingen. Als die Stimme das drittemal seinen Namen nannte, rief er zurück. Da ertönten die geheimnisvollen Worte von der Insel: «Wenn du Palodes erreichst, verkünde dort, daß der große Pan tot ist.» Voll Entsetzen vernahm das Schiffsvolk die Botschaft. Sie berieten, ob Thamus den geheimnisvollen Auftrag erfüllen solle? Der Steuermann faßte nach langem Erwägen folgenden Entschluß: Herrsche Wind und Wogenbrand in der Nähe von Palodes, dann werde er schweigen, wenn aber die Windstille andauere, dann wolle er die Nachricht übergeben. Als sie Palodes erreichten, lag bleierne Stille in der Luft und über den Wassern. Da stellte sich Thamus an den Bug des Schiffes und rief laut zum Festland hinüber: «Der große Pan ist tot.»

An dieser Stelle wollen wir dem Dichter Reviczky das Wort überlassen:

«Und nun hebt an — o Wunder! — allerwegen
 In Bäumen, Sträuchen, Steinen sich's zu regen.
 Erst leises Schluchzen, dann ersterbend Stöhnen,
 Nun schmerzlich Wimmern, qualgepreßtes Tönen;
 Nun Seufzer, langgezogen, markerschütternd,
 Ein großes Weinen durch die Lüfte zitternd.
 Doch all den Jammer übergellt der Schrei der Not:
 ,Es starb der große Pan! Der große Pan ist tot!«¹⁾)

Der ungarische Dichter begnügt sich nicht damit, das Plutarch entnommene Thema zu paraphrasieren, sondern er entwickelt den Gedanken weiter und läßt in dem Tod des großen Pan das Hinsterben des sinnlichen, zügellosen, heidnischen Lebens und den Sieg

¹⁾ Übersetzung von Ladislaus von Neugebauer.
 Berzeviczy, Griechische Reiseskizzen.

der Religion des Erbarmens und der Liebe erblicken; sein Gedicht endet mit der Vision des aufragenden Kreuzes. Von alledem weiß natürlich der griechische Schriftsteller nichts. Dort wird nur erzählt, daß Berichte über das Erlebnis des Thamus auch nach Rom gelangten, und daß Kaiser Tiberius den Steuermann vor sich befahl, um ihn in Gegenwart von Gelehrten zu verhören.

Plutarch scheint diese Erzählung, welcher sicherlich weder er noch seine Freunde besondere Wichtigkeit beimaßen, weiter gar nicht zu beachten. Sonderbarerweise wählt die allermodernste Literatur mit Vorliebe das Panmotiv zum Thema und bekämpft, wenn auch nur in dichterischer Form, mit immer erneuter Skepsis die Tradition von dem Tode der ziegenbeinigen Gottheit.

Diese dichterische Skepsis offenbart sich fast gleichzeitig in der französischen, deutschen und englischen Literatur. Schon Emile Zola spricht in seinem Roman «Rom» von dem Triumph des großen Pan und verkündet, daß der Kampf seit dem Zeitalter der Renaissance intensiv und leidenschaftlich weitergeführt wird, und daß zu jeder Stunde und an jedem Tage neue, von Lebensverlangen und überschäumender Lebenslust erfüllte Völker als Kämpfer gegen die Religion der Todessehnsucht auferstehen. In seiner schon erwähnten «Griechischen Reise» sagt Gerhard Hauptmann: «Ist der große Pan wirklich tot? Ich glaube, daß alle anderen Quellen der vorchristlichen Epoche eher versiegt sind als die pythische, und daß der große Pan nicht gestorben ist, weder an Altersschwäche noch an dem tausendjährigen Fluche der christlichen Priesterschaft. Und hier, zwischen diesen sonnenbeglänzten Ruinen — er schrieb diese Worte in Delphi —, ersteht vor meinem Auge das ganze totgegläubte Mysterium, erscheinen mir die Dämonen und Götter mit dem totesagten Pan...» Und schließlich, wem fiele nicht das auch bei uns mit großem Erfolge dargestellte Theaterstück des Engländers Edward Knoblauch ein, dessen Held, der Faun, eigentlich niemand anders ist als Pan, der unversehens mit seiner urwüchsig wilden Zügellosigkeit in die moderne Gesellschaft gerät und in Flammenworten, welche ein bedenkliches Echo finden, die über Gesellschaftsordnung und Konvention triumphierende Macht und Freiheit des Sinnen- und Gefühlslebens verkündet?

Alles erwogen, erscheint der Fall Pan immerhin etwas zweifelhaft, und es lohnte der Mühe, sich einmal auf die Suche zu begeben. Ich wenigstens habe den festen Entschluß gefaßt, wenn mich mein Weg noch einmal nach Griechenland führt, Arkadien nicht zu vermeiden. Die Enttäuschung, welche diese Provinz in landschaftlicher Beziehung im Vergleiche zu den der Tradition entsprechenden Er-

wartungen wahrscheinlich bringen wird, will ich kühn ertragen. Auch den Berg Mänalon will ich erforschen; das war Pans Lieblingsaufenthalt. Ist Pan tatsächlich, und nur er allein, der letzte Zeuge und Verkünder griechischer Sagen- und Glaubenswelt, der einzige, der die große «Götterdämmerung» siegreich überdauert hat, so muß er dort zu finden sein. Wer weiß, — vielleicht begegne ich ihm...? Und dann schließen wir Bekanntschaft... hoffentlich — ohne panischen Schrecken!

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.